

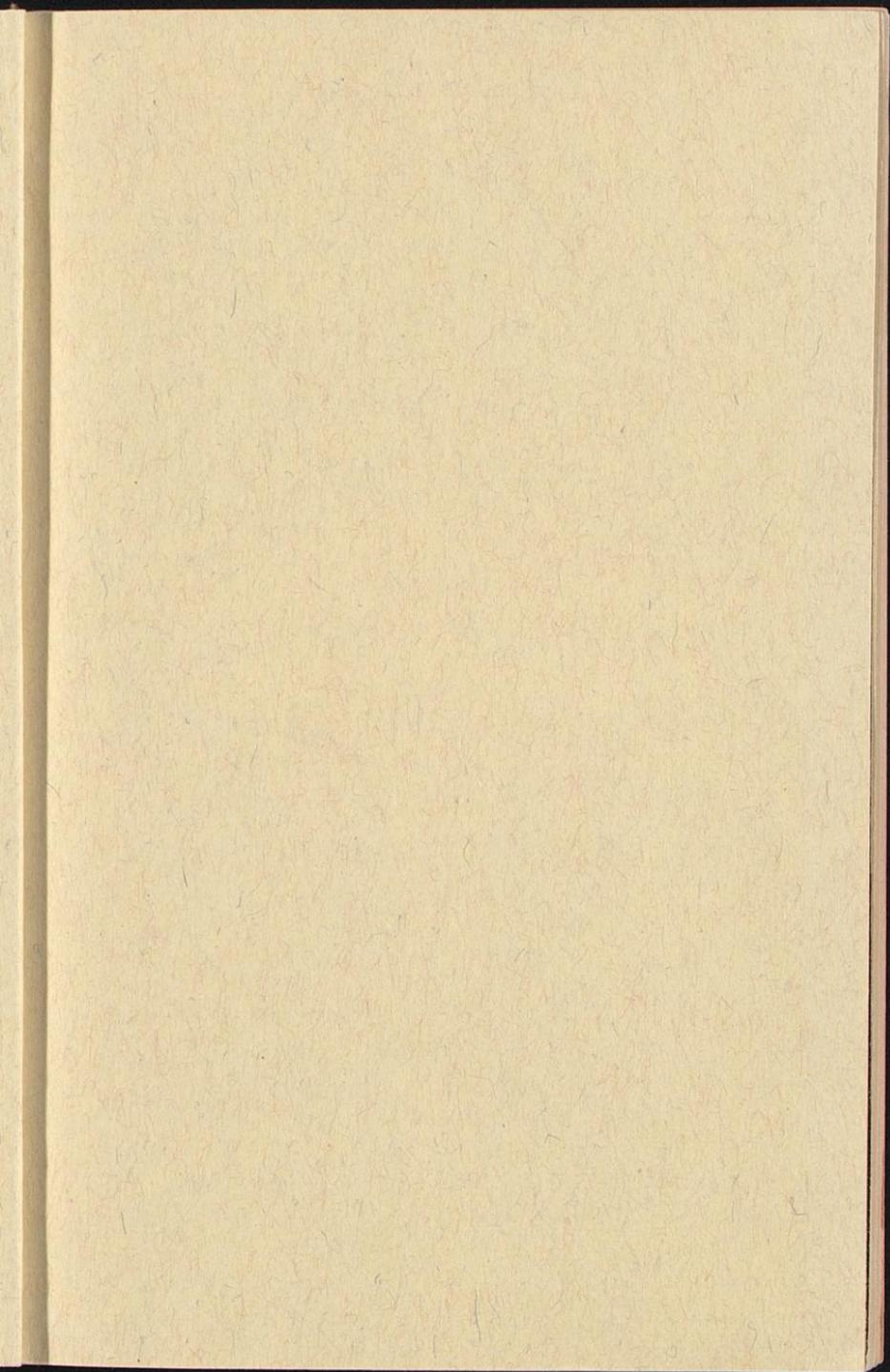
A.Lit.

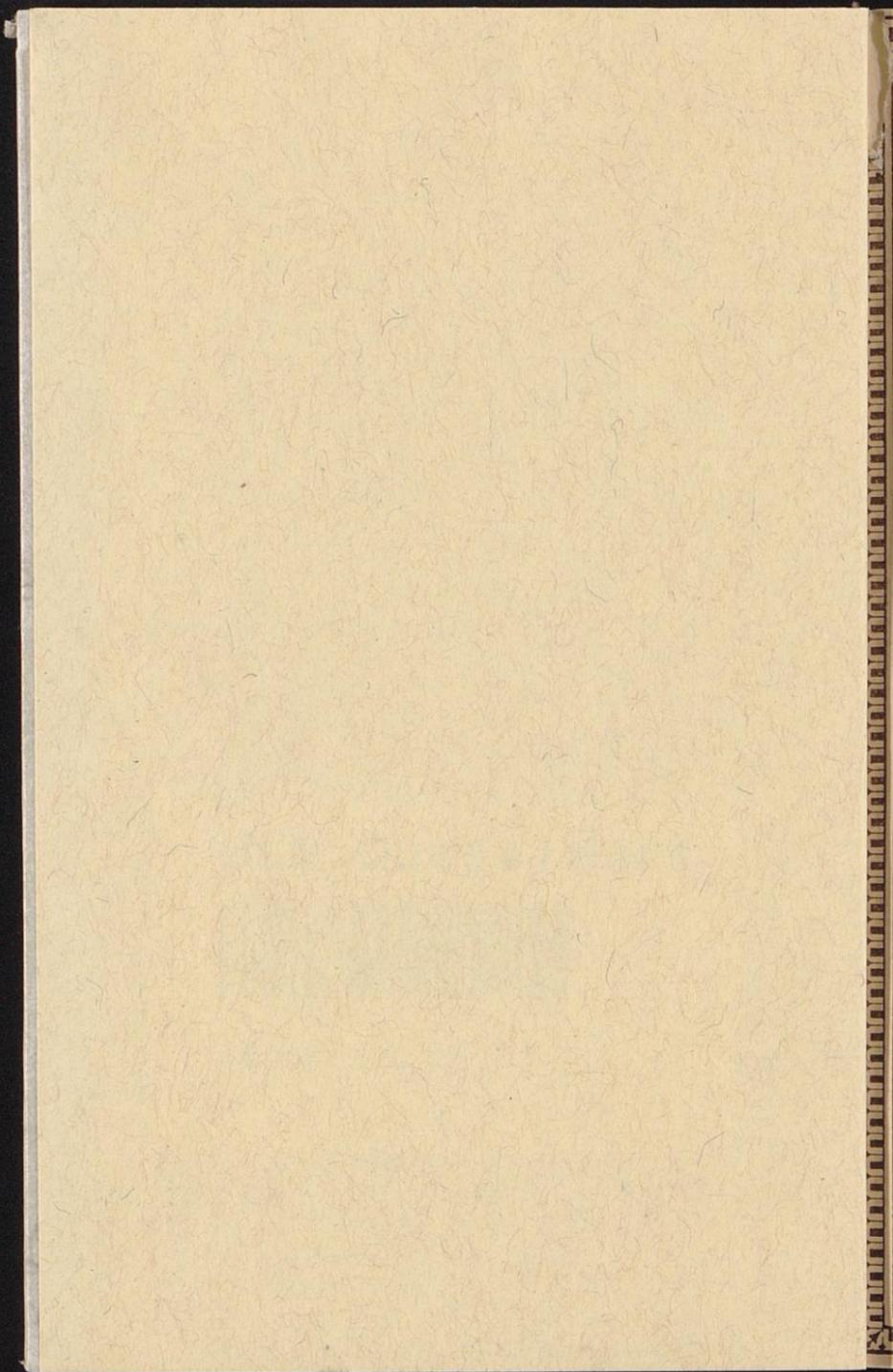
5368

ULB Düsseldorf



+4000 374 01







Meyers
Klassiker-Ausgaben
in
150 Bänden.

11

ap

24
B

Leopardi's Gedichte.

80/
15.732

Reynolds's Oct 1871

Leopardi's Gedichte.

Aus dem Italienischen

in den Versmaßen des Originals

von

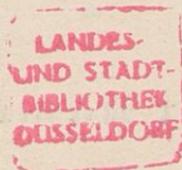
Robert Hamerling.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

[1886]

A. Lit. 5368
Zg



4000 374 01

43. g. 1000

V o r w o r t.

Es wird dem deutschen Publikum hier die erste vollständige Uebersetzung der Gedichte Giacomo Leopardi's geboten, eines Dichters, den man als den größten Lyriker der Italiener nach Petrarca betrachten darf, der aber groß war in dem Sinne, wie es Dante und Michel Angelo waren: wie diese Weiden schien er geboren, um zu beweisen, daß dem Mutterlande des Schönen auch das Große, das Kühne und Gewaltige nicht versagt blieb. Gewissenhaft und genau hat der Uebersetzer in den eigentlichen Canzonen die ungemein capriziösen Reimverschlingungen des Originals im Deutschen nachgebildet. In denjenigen Gedichten, in welchen der große, wir möchten sagen hellenische Geist Leopardi's die Grenzen seines Idioms und seiner heimischen Dichtweise sprengen zu wollen schien, und, milde des wohlgeordneten, strophisch-wiederkehrenden Reimgeffingels, in freieren Rhythmen sich erging, den Reim nur ausnehmend, wo er sich eben darbot, behandelte natürlich auch der Uebersetzer den letzteren mit größerer Willkür.

Die Schuld der Uebersetzung kann es nicht sein, wenn die Verhältnisse des Originals dem deutschen Leser nicht sogleich vertraut und gefällig ins Ohr klingen, eben so wenig als sie es zu verantworten hat, wenn im deutschen Gewande jene Trostlosigkeit der Weltanschauung noch schärfer hervortritt, die den Grundton der Leopardischen Gesänge bildet, und die neben der Rücksicht, die man einer großartigen Denkart und einer eisernen Consequenz nicht versagen kann, doch vornehmlich der Adel des Ausdrucks und der bestechende Reiz des italienischen Idioms erträglich macht. Der Welt Schmerz ist in der italienischen Literatur eine seltene Erscheinung, wo er aber hervortritt, nimmt er die Gestalt einer nackten und kühl-sarkastischen Verzweiflung an, während der deutsche Skeptiker bei aller Kühnheit des Denkens auch in der Nacht des Zweifels, im Groll mit Gott, wenigstens auf Augenblicke sich jener idealen Herzensregungen nicht entschlagen kann, die einen Zug des germanischen Wesens bilden. Man denke an Heine, an Lenau.

Aber vielleicht ist der Pessimismus Leopardi's dem deutschen Geiste und Wesen näher gerückt, seit der Philosoph Arthur Schopenhauer ein Mann der Mode geworden. Zum mindesten wird das deutsche Publikum aus dieser Uebersetzung Leopardi's erfahren, daß der Pessimismus älter ist als die Schopenhauer'sche Philosophie. Schopenhauer hat in dieser Beziehung nur fast wörtlich wiederholt, was Leopardi in allen seinen Gesängen aussprach, und er selbst bemerkt in seinem Aufsatze über die Nichtigkeit des Lebens ausdrücklich über Leopardi Folgendes: „Keiner hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt als Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen; überall ist der Spott und Jammer der Existenz sein Thema; auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen, daß er niemals Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt.“ —

Ueber die Lebensverhältnisse des Dichters wollen wir in Folgendem einem vertrauten Freunde des Dichters, Antonio Ranieri, das Wort lassen.

Der Graf Giacomo Leopardi wurde am 29. Juni 1798 zu Recanati, einer Stadt der Mark Ancona, geboren. Nur bis zum vierzehnten Jahre genoß er Unterricht, später hatte er keinen Lehrmeister als die umfassende Bibliothek seiner Väter. Er eignete sich von selbst die Kenntniß nicht bloß des Französischen, Spanischen und Englischen, sondern auch die des Griechischen und des Hebräischen an, in welsch letzterem er es so weit brachte, daß er darin mit einigen gelehrten Hebräern aus Ancona disputiren konnte.

Zwei Elemente, die fast unvereinbar scheinen, bilden das Genie: reiche schöpferische Phantasie und hohe Verstandeskraft. In der Seltenheit der Vereinigung dieser beiden Elemente und in der Häufigkeit ihres gesonderten Bestehens liegt die Ursache der Seltenheit wahrhaft großer, und der Häufigkeit mittelmäßiger Talente. Bei Leopardi, in welchem jene Verbindung in hohem Maße lebendig war, gesellte zu den beiden Elementen sich ein drittes: die Krankheit, der Schmerz, dieser unerklärbarste Theil des Mysteriums der Schöpfung. Die Frage nach der Lösung dieses Räthfels ist der herrschende Gedanke seiner Schriften. In ihm vereinigte sich, wie kaum jemals in einem andern Menschen, das höchste der Güter, gewaltige Geisteskraft, mit dem empfindlichsten aller Uebel, dem Schmerz. Er bediente sich des ersteren, um dem letzteren Ausdruck zu geben. Er sang, so zu sagen, die Hölle mit den Melodien des Paradieses.

Leopardi begann seine tiefen Studien mit der griechischen Welt. Bis zu einem unglaublichen Grade hatte er in sich die Vertrautheit mit Sprache und Literatur der göttlichen Hellenen ausgebildet. Er gestand sogar, daß sein Denken sich ihm in griechischem Ausdruck lebendiger und klarer gestalte, als im lateinischen und selbst im italienischen. Von seinem zwölften bis zum sechsundzwanzigsten Jahre sammelte er einen Schatz griechisch-lateinischer Gelehrsamkeit. Ein Beleg dafür ist sein Versuch über den Volksaberglauben der Alten (*Saggio sopra gli errori popolari degli antichi*). Ueberdies brachte er eine große Menge von kritischen Noten, Uebersetzungen und Commentaren aller Art zu Papier über viele alte Autoren, wie über Plato, Dionysius von Halicarnas, Fronto, Demetrius Phalerens, Theon den Sophisten und Andere. Ganz besonders erstaunlich aber ist seine Sammlung von Fragmenten aus 55 Kirchenvätern. Diese und viele andere nicht minder wichtige philologische Manuscripte vertraute er im Jahr 1830 zu Florenz dem deutschen Philologen Ludwig von Sinner, gegenwärtig Professor in Paris, der davon nur einige kleine, aber gewissenhaft redigirte Proben veröffentlicht hat (*Excerpta ex schedis criticis Jacobi Leopardii, comitis. Bonnoe 1834*).

Im Alter von vierzehn Jahren wurde er schon als ein Phänomen außerordentlicher Gelehrsamkeit von heimischen Philologen anerkannt, und später wurde dieß Urtheil von auswärtigen, namentlich deutschen Gelehrten bestätigt. Niebuhr verkündete in der Vorrede zu den Gesängen des Flavius Merobaudes den jungen italienischen Philologen der deutschen Gelehrtenwelt als ein hervorragendes Licht; von Waltz wird er als *vir in his litteris inter Italos facile princeps* bezeichnet, und der gelehrte Theologe Thilo in Halle widmete ihm seine vortreffliche Ausgabe der Hymnen des Synesius. Auch Bothe, Creuzer, Boissonade und Andere nahmen von Leopardi auszeichnende Kenntniß.

Leopardi schrieb in griechischer, lateinischer und alt-italienischer Sprache so gewandt, daß seine Versuche in diesen Sprachen von Gelehrten für alte Texte genommen wurden. Aber die echte und spontane Form, in welcher dieser hervorragende Geist sich aussprach, blieb doch seine Muttersprache. In dieser löste er das Problem, Alles in schlichter Reinheit und doch ergreifend auszudrücken, und zeigte, daß der wahrhaft große Schriftsteller Beherrscher und nicht Unterthan der Sprache ist. Niemals kann ein Idiom den Zwecken eines Dichters sich williger gefügt haben, als das italienische sich diesem Unvergleichlichen fügte. Kräftig und kühn in den ersten Regungen des Unmuths, die der Schmerz, den

er im eigenen Leben wie im Leben des Universums herrschend fand, in ihm erweckte, trotzig und furchtbar in der Verzweiflung, der er sich später überließ, nachdrucksvoll bei außerordentlicher Einfachheit im Hinbrüten einer lebensmüden Resignation, die ihn zuletzt überkam, versinnlichte seine Ausdrucksweise zu gleicher Zeit die Mannigfaltigkeit, die Einheit und die Vollenbung des universellen Lebens selbst, sagte Alles in allen Arten, in welchen es gesagt werden konnte.

Außerdem bestand der Zauber seines poetischen und seines prosaischen Stils in der treffenden Wahl des Ausdrucks und in der Wortanordnung. Er entlehnte das Kunstmäßige des Stils vom sechzehnten, die Einfachheit vom vierzehnten Jahrhundert, die Eigenthümlichkeit des Colorits aber zunächst von den Griechen, dann von seinem Jahrhundert und von der eigenen Individualität, die ja am Ende bei jedem Schriftsteller das Maßgebende bleibt. Pfl egte er doch trotz der großartigen Studien, die er gemacht, zu sagen, daß der Schriftsteller, wenn er die Feder ergreift, alle Bücher und alle Wissenschaft der Welt vergessen und einzig darauf bedacht sein muß, einen reinen und spontanen Ausdruck seines Denkens zu geben.

Er hielt eine treffliche Prosa für weit schwieriger als treffliche Verse; die Poesie, pfl egte er zu sagen, gleiche einer prächtig geschmückten, die Prosa aber einer unverhüllten Frauengestalt. Und da er sich wohl bewußt war, daß er mit der Feder in der Hand Alles vermochte, so schien er mit den sprödesten Schwierigkeiten der italienischen Prosa gleichsam nur sein Spiel zu treiben.

Doch es ist Zeit, daß wir von der geistigen Wesenheit unseres Dichters zu den Verhältnissen seines äußern Lebens übergehen. Geboren auf der Spitze eines Berges — auf Bergspitzen versetzte das alte Picenum am liebsten seine Städte — als Glied einer Familie, in welcher edle Sitte und Religiosität herrschend war, bildete die väterliche und brüderliche Zärtlichkeit, der Himmel, die Gestirne, der aus den Fluten sich erhebende Mond und die hinter die fernern Joche des Apennins hinabsinkende Sonne seine ersten Eindrücke, seine ersten Entzückungen. Er bereitete sich auf das Leben vor wie auf einen Festtag; das erste Erwachen seines Gefühls segnete dankbar die Natur und die Menschheit, die ihm so schmeichelnd entgegenkamen. Später aber, als sein vorgerückteres Alter und die übergreifende Hoheit seines Geistes mehr von der Größe der Mitbürger als von dem Wohlwollen der Verwandten heischte, und das unheilbare Uebel, das ihm zuletzt den Tod brachte ihm Mark und Gebein so tief durchdrungen hatte, daß der Schnee des

Gebirges ihm nicht länger erträglich war, da erst, in der Bitterkeit seiner Schmerzen, nannte er sich verrathen von denselben Menschen und von derselben Natur, die er gesegnet hatte, verachtete jene und erwünschte die letztere, und obgleich ihm der Gedanke des Abschieds von seinen Lieben Thränen in die Augen trieb, blieb es doch sein beständigstes Verlangen, seine Heimat zu verlassen und anderswo zu leben.

Von so lebhaftem Drange getrieben, kam er im November des Jahres 1822 nach Rom, wo er sich in die Codices der Barberianischen Bibliothek vertiefte. Der vierundzwanzigjährige Philologe sah sich hier aufgesucht und geschmeichelt von den bedeutendsten ausländischen Gelehrten, die sich damals in der ewigen Stadt aufhielten. Der berühmte Niebuhr verkündete der Welt, wie schon erwähnt, die künftige Größe seines jungen Freundes, und im Namen des gelehrten Deutschlands, das er in so würdiger Weise vertrat, bot er demselben vergebens in Preußen an, was das unglückselige Italien ihm nicht vergebens angeboten hätte, aber niemals anbot — einen Lehrstuhl der griechischen Philosophie. Später, einsam umherirrend, verkehrte er mit den schweigenden Ruinen, betrauerte die hingeschwundene Größe. Im Mai des Jahres 1823 zog er sich düster und schweigsam wieder in die Einsamkeit seiner Heimatstätte zurück.

Zwei Jahre lang lebte er nun wieder, während die unerbittliche Natur den tödtlichen Keim in ihm unaufhaltsam weiter entwickelte, seiner schmerzlichen Sehnsucht, seinen vergeblichen Hoffnungen, und er blinnte sich wie den Klauen des Todes entronnen, als er im Juni 1825 einem Ruf des Buchhändlers Stella nach Mailand folgen konnte, der ihm Ausichten eröffnete, die Schätze seiner Gelehrsamkeit zu verwerthen. Die Vorhersagung und der Beginn einer ungewöhnlich strengen Winterkälte trieben ihn aber von dort nach Bologna. Hier wurde ihm der Trost einer gastfreundlichen Aufnahme, eines regen und herzlichen Verkehrs zu Theil, und angenehm beschäftigte ihn zugleich die Drucklegung seiner Poesien, die daselbst, sowie seiner prosaischen Versuche, die in Mailand herausgegeben wurden. Einen kurzen Ausflug nach Ravenna abgerechnet, verweilte er zu Bologna bis zum November des Jahres 1826, worauf er wieder nach Recanati zurückkehrte.

Aber jener unerfaßbare, fast übermenschliche Schmerz, der Anfang und Ende von Leopardi's ganzem Wesen war, ließ ihn niemals unter den Annehmlichkeiten des Familienlebens zur Ruhe kommen. Aus dem Abgrunde dieses Schmerzes herauf schmachtete er, dem Instinkte folgend, welcher der menschlichen Gattung eingeboren ist, nach eben demselben

Glücke, dessen Eitelkeit und Nichtigkeit er selbst in Wort und Schrift immer verkündigte. Und immer dem vor ihm herflüchtenden Wahngelbde nachtrachtend, verließ er neuerdings das Asyl, wohin er, an jenem Glücke verzweifelnd, sich zurückgezogen hatte. Im April 1827 begab er sich wieder nach Bologna und zwei Monate später nach Florenz.

Dort erschloß sich seinen Augen ein neuer Horizont, ein Schauplatz, der nicht römisch, nicht lombardisch, sondern noch schöner und reizender war und dabei doch immer einen echt italienischen Charakter an sich hatte. Die Gärten der Blumenstadt, die melodische Mundart, die unbeschreibliche Anmuth der Frauen, die Milde der Staatsregierung, die schlanken, ätherischen Curven der florentinischen Architektur, ein gewisses einschmeichelndes und trauliches Wesen, dann wieder eine gewisse attische Feinheit und Grazie, die er bisher nur als ein Ideal geträumt, — das Alles wiegte sein Gemüth in einen angenehmen Traum, so daß er ein halbes Jahr lang seiner Bedrängnisse vergaß und von neuem an menschliche Glückseligkeit zu glauben anfang. Und als er im November Pisa besuchte, vereinigten auch hier sich die friedliche Stille des Ortes, die anmuthig erheiterte Einsamkeit, die warme, fast orientalische Sonne des Winters und des darauffolgenden Frühlings, ihm einen frischen Hauch des Lebens einzusüßen. Im Juni des nächsten Jahres kehrte er nach Florenz zurück, und, noch lebhafter als Alfieri beklagend, daß nicht die ganze Welt ein Toscana sei, suchte er, getrieben von der Melancholie des Spätherbstes, seine Heimat Recanati wieder auf.

Hier in dem furchtbar strengen Winter von 1829—30 fühlte er zum letzten Male die Seufzer auf seinen Lippen und die Thränen in seinen Augen zu Eis verwandelt. Er sang sich in den „Erinnerungen“ einen Grabgesang, ließ aber demselben im nächsten Frühling doch noch ein „Wiedererwachen“ folgen. Und nachdem er zum letztenmal seine theuren Eltern, seine Brüder (darunter seinen Carlo, der ihm mehr als Bruder, der ihm Freund war) und seine wahrhaft engelgleiche Schwester Paolina ans Herz geschlossen, riß er sich mit Schmerzen von ihnen los — er sollte sie niemals wiedersehen.

Er reiste wieder über Bologna nach Florenz, in der Absicht, sich dort auf unbestimmte Zeit niederzulassen. Es fand sich damals in dieser gastlichen Stadt, theils durch eigene Wahl, theils durch Vereitungen des Schicksals vereinigt, was von verdienstvollen und geistig hoch begabten Männern zu jener Zeit das unglückselige Italien sein nannte. Eine Art von edler Fremdenkolonie schloß sich an die ein-

heimischen Größen: G. B. Niccolini, Gino Capponi und Giuliano Frollari. Leopardi sah sich bald mit jenen Fremden wie mit diesen Einheimischen durch die Bande der wärmsten Freundschaft fest verknüpft; den „toscanischen Freunden“ sind seine Gefänge wie seine prosaischen Schriften in der schönen Ausgabe gewidmet, die er eben davon veranstaltete.

Aber weder die Freundschaft, noch der Frühling oder der Sommer, noch die Reize Toscana's vermochten die stiefmütterliche Feindseligkeit der Natur zu besänftigen, die ohne Mitleid in der Zerstörung des zartesten und empfindlichsten ihrer Geschöpfe fortfuhr. Leopardi's Uebel war unbestimmbar; an den tiefinnersten Wurzeln seines Daseins haften, blieb es ein Räthsel wie das Dasein selbst. Die Knochen erweichten und zersetzten sich mit jedem Tage mehr und versagten dem hinsiechenden Fleische, das sie bedeckte, ihre von Anbeginn nur schwache Stütze. Das Fleisch selbst magerte ab, denn die Thätigkeit der Ernährungsorgane war nicht kräftig genug. Die Lungen, in einen allzu engen Raum gezwängt und zum Theil auch nicht völlig gesund, erweiterten sich nur mit Mühe. Mühsam auch entlebigte sich das Herz der Lymphy; so war die Wiederaufsaugung matt und verursachte Beschwerden. Das Blut, das bei der mühsamen Athemholung sich nur unvollkommen erneuerte, schlich langsam, kühl und farblos durch die Adern. Mit einem Worte, der ganze geheimnißvolle Kreislauf des Lebens, der sich so mühselig bewegte, schien von einer Stunde zur andern für immer stille stehen zu wollen. Vielleicht hatte die Gehirnmasse dieses Hauptes, der Ausgangs- und Endpunkt des Kreislaufs, alle Lebenskräfte mit allzu vorwiegender Gewalt an sich gezogen und aufgesaugt, um für sich allein und in kurzer Zeit das zu verbrauchen, was für lange Zeit und für das Ganze hätte genügen sollen. Wie dem auch sein mag, Leopardi's Leben war schon nicht mehr, wie bei allen Menschen, ein Gang, sondern ein Lauf, ein Sturz gegen das Grab hin.

Umhergeschleudert auf einem großen Meere körperlichen und geistigen Leidens während des ganzen Winters von 1830—31, klammerte sich seine Hoffnung an den ersahnten Frühling, und er schien in der That für einige Momente wieder aufzuleben. Aber der folgende Sommer verschlimmerte sein Befinden so sehr, daß seine Freunde dem Herbst und mehr noch dem Winter mit Schreck entgegenzusehen. Auf ihren Rath begab er sich im Oktober nach Rom, um dort die beiden gesüchteten Jahreszeiten hinzubringen. Eine Zeitlang noch vermehrte er ungen hier die toscanische Grazie und Feinheit, aber bald wieder etwas in jener

Luft gekräftigt, erneute er seine alten Wanderungen durch die ewigen Denkmäler und versicherte lächelnd eines Tages, er habe mit Rom sich ausgeföhnt. Er fühlte sich diesmal nicht, wie früher, zu grollen oder zu weinen gestimmt; die Zeit des Grollens und des Weinens war für ihn vorüber; er hatte nur noch ein bitteres Lächeln für das traurige Ende alles Großen, für die Würmer der Verwesung in den edelsten Leichen.

Nur wer niemals einen Frühling in Toscana miterlebt, könnte sich darüber verwundern, daß Leopardi beim Anblick der ersten Blümchen, die er zwischen den Ruinen der alten Weltstadt sprießen sah, sich wieder unwiderstehlich nach Florenz gezogen fühlte, wo er in der That gegen den April hin eintraf.

Hier brachte er, so lange die Keime des Lebens und der Gesundheit, die der Sünden in ihm geweckt hatte, gediehen, den Frühling und den Sommer in leiblichem Wohlfsein hin. Es geschah zu dieser Zeit, daß er, von den römischen Lüften berauscht und begeistert, zum letztenmal der Sehnsucht nach dem Glücke sein Herz erschloß, aus welcher er dann, als der Herbst und der Winter jene Keime des besseren Wohlfseins in ihm erstickt hatten, nur um so tiefer in die grausame Wirklichkeit seines unheilbaren Siechthums zurückfiel.

Wenn Rom soviel vermocht hatte, was sollte nicht erst Neapel vermögen? Dies war der Gedanke, der Leopardi's Aerzten und Freunden, beim Fehlschlagen alles andern menschlichen Bemühens, als Trost noch vorschwebte. Er selbst folgte, wie immer, dem Rathe der Seinen willig, und nachdem er wie durch ein Wunder der Strenge des Winters zwar widerstanden, aber doch im darauffolgenden Frühling und Sommer sich überzeugt hatte, daß die mildere Jahreszeit seine Uebel nicht mehr linderte, reiste er zu Anfang des September 1833 in fieberhaftem Zustande von Florenz ab, entledigte sich, in kleinen Tagreisen seinen Weg über Perugia nehmend, des Fiebers und gelangte, leiblich erleichtert, nach Rom, von wo aus er im Oktober nach Neapel abging.

Er fühlte hier sofort von der Milde des Klimas und von der Heiterkeit des Lebens, das ihn umgab, einen unglaublich wohlthätigen Einfluß. Gewöhnlich hatte er seinen Wohnsitz auf der vor der Stadt gelegenen Anhöhe von Capodimonte, zog sich aber im Mai wie im Oktober in ein Häuschen auf dem Abhange des Vesuv zurück. In seltsamer Abwechselung bald von den Symptomen der Schwindsucht, bald von denen der Wassersucht bedroht, suchte er sich in gleicher Abwechselung Schutz gegen die eine bei der dünnen Bergluft des Vesuv, gegen

die andere bei den milden Lüften von Capobimonte. Er machte Spaziergänge durch die Toledostraße oder am Meeresufer, besuchte häufig die Mergellina, den Pausilipp, Pozzuoli oder Cumä, stieg vom Capobimonte aus in die Katacomben und vom Vesuv aus nach Pompeji und Herculaneum hinab und unterhielt sich mit den toten Alten, die er in Rom auf ihren Thoren und unter ihren Triumphbögen angerebet, hier gewissermaßen in der vertraulichen Zurückgezogenheit ihrer Behausungen.

Die Neuheit und ausgezeichnete Gesundheit des Klimas, die sympathische Gesellschaft einiger Landsleute, der wechselnde Besuch gelehrter Fremden, die sich eben dort aufhielten, und eine neue, frischere und freiere Weise, zu leben, zu welcher Leopardi jetzt sich entschloß, fristeten ihm noch vier Jahre lang das Leben. Er gewann in wunderbarer Weise den geordneten Gang mancher Lebensverrichtungen, die bei ihm seit der frühesten Jugend in Unordnung gewesen waren, und fing nun an, sich selbst ein langes Leben zu prophezeien. Die bössartige Thätigkeit seiner Leibesübungen schien ihm, wenn nicht ganz bewältigt, doch eingeschläfert, und gerade diese Hoffnung hätte ihn vielleicht noch länger lebend erhalten, wenn er nicht in hartnäckiger Weise sich eingebildet hätte, daß die Choleraepidemie, die sich damals im ganzen Abendlande verbreitete, dazu bestimmt sei, seine krankhaften Zustände wieder zu erwecken und zu verschlimmern.

Es war im August 1836, als er, bei der ersten und noch fernem Ankündigung der Epidemie, sich in sein Häuschen auf dem Lande zurückzog, von wo er erst im Februar 1837 nach Capobimonte zurückkehrte. Hier vermehrten sich die Symptome der Wassersucht, sowie sich in seiner Landwohnung die der Schwindsucht vermehrt hatten. Auch erneuerte die Seuche, die im Winter verschwunden, im Frühling aber mit vermehrter Heftigkeit ausgebrochen war, in der Phantasie des Kranken das Schreckbild einer unbekanntem und gräßlichen Todesart, ihm unglücklicher Weise schon eingestößt von dem berühmten deutschen Dichter Platen, den dieselbe Angst in Siracus (lange bevor die Krankheit selbst dahin kam) getödtet hatte. Alle Abmahnungen waren vergeblich. Am 14. Juni, um die fünfte Stunde Nachmittags, während eine Kutsche ihn erwartete, um ihn nach seinem Landhause zurückzubringen, und er noch Pläne zu künftigen ländlichen Ausflügen entwarf, füllten plötzlich die Wasser, die schon lange die Wege des Herzens besetzt hatten, den Herzbeutel und erstlickten das Leben an seinem innersten Urquell. In den Armen eines treuliebenden Freundes verhauchte der Dichter lächelnd die edle Seele.

Seine irdischen Reste sind in dem Kirchlein von San Vitale auf dem Wege nach Pozzuoli bestattet, in deren Vestibul ein Denkstein sein Andenken bewahrt.

Leopardi war von mittlerer Statur, gebeugt und schwächlich, blaß von Farbe. Sein Haupt war groß, seine Stirn breit und hoch, sein Auge blau und schmachtend, seine Nase gebogen und spitz. Die Züge seines Gesichts waren sehr zart, seine Sprechweise bescheiden und sein Organ etwas heiser; sein Lächeln besaß einen eigenthümlichen milden Zauber.

R. H.

Leopardi's Gedichte.

Georg's Office

I.

Auf Italien.

Mein Vaterland! die Mauern und die Bogen,
 Die Säulen und die Bilder und die Thürme
 Seh' ich aus Vätertagen —
 Doch nichts vom Ruhm der Väter,
 Vom Waffenglanze nichts, mit dem sie zogen
 Voll Siegsbegier ins Feld der Schlachtenstürme!
 Ich seh' dich Brust und Stirne wehrlos tragen,
 Italia! Weh der Wunden,
 Des Bluts, der Blässe! So muß ich dich schauen,
 Du wunderholdes Weib? Himmel und Erde
 Frag' ich zu allen Stunden:
 Wer brachte sie so weit? Und größtes Grauen
 Erweckt, daß ihre Arme
 Gefesselt, daß einsam auf nackter Erde
 Sie kauert, schleierlos, mit wirren Haaren,
 Das Haupt in tiefem Harne
 Gefunken bis ans Knie, das Aug' voll Thränen!
 O weine! Grund wohl hast du — einst zu schlagen
 Gewohnt die Völkerschaaren,
 Italia, in Glück- und Unglückstagen!

Und wenn dein Augenpaar in vollen Bächen
 Die Thränenflut ergösse,
 Nie könnten deiner Schande sie genügen!
 Magd bist du — strahlend einst im Kronenschimmer!
 Wer könnte von dir sprechen,

Der nicht, gedenkend deiner alten Größe,
 Ausruft: Einst war sie groß, nun ist sie's nimmer!
 Warum? warum? wo ist sie hingeschwunden,
 Die alte Kraft, der alte Muth? wer raubte
 Vom Gürtel dir die Wehre?
 Wars List, war es Verrath, was dir entwunden
 Den Herrschermantel? Wars Gewalt? Vom Haupte
 Wer riß dir freventlich die goldnen Binden?
 Wie bist du, wann, du Hehre,
 Von solcher Höh' so tief herab gesunken?
 Ist denn der Deinen Keiner mehr zu finden,
 Der dich vertheidigt? Waffen! Gebt mir Waffen!
 Will kämpfen, streiten, fallen, ich, der Eine!
 Nur wecke sprühend, wie mit Feuerfunken,
 Mein Blutstrom die italische Gemeine!

Wo weilen sie, die Kinder deines Hauses?
 Streitrufe hör' ich, Trommelschall, Geschmetter
 Der Schlachttrompeten! Fremde Fluren raffen
 Dahin dir deine Söhne!
 Horch auf, Italia! Es tobt ein graues
 Gewog von Roß und Mann im Kampfeswetter,
 Und Rauch und Staub durchblinkt der Glanz der Waffen,
 Wie im Gewölk, dem grauen,
 Der Blitzstrahl blinkt! Dich tröstet's nicht? Es wendet
 Dein Aug' sich, will das Ende nicht erblicken?
 Wofür auf jenen Auen,
 Italische Jugend, kämpfst du? Weh, gesendet
 Bist du, in fremdem Dienst, für fremde Länder
 Das heilige Italerschwert zu zücken!
 Unselig, welcher nicht am eignen Herde,
 Für Weib und theure Pfänder,
 Nein, fremden Volkes Feinden
 Erliegt, und nicht ausrufen darf, die Glieder
 Hinstreckend: O geliebte Heimaterde,
 Du gabst das Leben mir, dir geb' ich's wieder!

Wie glückgesegnet preißt dich der Erzähler,
 O Vorzeit, wo noch heiter
 Zum Tod fürs Vaterland die Völker eilten!
 Und euren Ruhm wird stets die Welt bewahren,
 Thessalische Schattenthäler,
 Wo kühn bestanden wen'ge Griechenstreiter
 Das Schicksal selbst sammt allen Perserschaaren!
 Mich dünkt, ich hör' von jenen Ruhmestagen
 Noch Kraut und Fels und Welle flüsternd melden
 Dem Wandrer an den Borden
 Des Stroms, wie da so hochgeschichtet lagen
 Die Leichen jener Helden,
 Für Griechenland geweiht dem Schlachtengotte!
 Da, feig, mit seinen Horden
 Floh übers Meer der König, der besiegte,
 Der für die spätesten Enkel ward zum Spotte!
 Und sieh, Anthelas Höhn bestieg, wo sterbend
 Dem Tode sich die heil'ge Schaar entzogen,
 Simonides, und blickte
 Hin über Länder, über Meereswogen!

Tiefathmend greift, mit Thränen auf den Wangen,
 Und wankend in dem Drang der Herzbewegung
 Der Säng' in die Saiten:
 Heil euch, ihr großen Todten,
 Die sich in Feindeslanzen ohne Bangen
 Gestürzt fürs Vaterland, in heißer Regung,
 Bewundert und verehrt zu allen Zeiten!
 In bittre Todeswunden
 Was riß euch hin, ihr jugendlichen Streiter?
 Wie trohtet ihr dem düstern Schicksalstage?
 Die letzte eurer Stunden,
 Schien euch so lockend sie, daß lächelnd heiter
 Ihr stürmtet in den Pfad, den blutig-rauchen?
 Als wie zum Festgelage
 Singt ihr, und wie zu heitrem Tanz geladen:

Und doch zu Hades' Grauen
 Stiegt ihr hinab, zur finstern Todeswelle:
 Nicht Kind, nicht Gattin, nicht die Braut, die süße,
 Stand euch zur Seit', als an des Stroms Gestaden
 Ihr sanket ohne Thränen, ohne Küsse!

Doch ohne Angstgestöhne
 Der Perser nicht, und toderbangend Wanken!
 Gleichwie der Löw' in einer Heerde Rinder
 Bald dem bespringt den Nacken,
 Und knirschend ihm ins Rückgrat setzt die Zähne,
 Und dem die Weichen packt, und dem die Flanken —
 In persischen Geschwadern, sieh, nicht minder
 Raß't der Hellenen Zorn, der muthbeseelten!
 Sieh, Ross' und Reiter hingestreckt als Leichen!
 Sieh da die Flucht, die wilde,
 Gestaut von Karren, umgestürzten Zelten,
 Und mit den Ersten weichen
 Sieh blaß und wirr ihn selber, den Tyrannen!
 Doch nun im Kampfgefilde
 Sieh, triefend vom Barbarenblut, die Griechen,
 Erregend unermessnes Weh den Mannen,
 Zulezt ermattend unter ihren Wunden
 Auf Bruderleichen sinken, glutbeseelet!
 Preis euch, ihr Helden, ruhmvoll so erblichen,
 Ihr lebt, so lang nicht Zung' und Griffel fehlet!

Es werden eher, stürzend, in den Gründen
 Des Meers verlöschen mit Geziß die Sterne,
 Als daß für euch auf dieses Landes Fluren
 Lieb' und Gedächtniß schwinden!
 Eur Grab ist ein Altar. Die Mitter künden
 Den Kleinen es in spät'fer Zeitenferne,
 Und zeigen eures Blutes heil'ge Spuren.
 Ich werfe mich zur Erde,
 Den Staub, die Scholle frommen Drangs zu küssen,

Die ruhmverklärt für immer
 Von Pol zu Pol wie heut gefeiert werde!
 Wär' ich auch hier gebettet — wär' von Güssen
 Auch meines Bluts dieß heil'ge Land geröthet!
 Doch, weigert es das Schicksal, darf ich nimmer
 Für Hellas den Tribut des Lebens zollen,
 Im wilden Streit getödtet:
 So mag doch eures Sängers
 Gedächtniß, von den Menschen hoch geehret,
 Wenn es die Götter wollen,
 So lang auch währen, als der eure währet!

 II.

Auf Dante's Monument, das man in Florenz
 zu errichten gedachte.

Nie wird, — daß unter seine weißen Schwingen
 Der Frieden endlich unser Volk vereine, —
 Ital'scher Geist den Banden
 Des Schlummers, der ihn decket, sich entringen,
 Tritt nicht der großen Alten
 Beispiel vor uns in neu verklärtem Scheine!
 Den Todten Ehre spenden,
 Italia, mußt du nun; denn nicht mehr ragen
 In deinem Land so herrliche Gestalten,
 Und Keiner lebt, dem Preis du dürftest zollen.
 Rückwärts, mein Volk, mußt du die Blicke wenden,
 Nach den Unsterblichen aus alten Tagen,
 Um dann zu weinen und dir selbst zu grollen:
 Denn ohne Zorn ist unfruchtbar das Grämen!
 Ja, rückwärts blicke schamvoll, und nicht minder,
 Um ganz dich zu beschämen,
 Gedenke deiner späten Enkelkinder!

An Sprache, Sinnesart, Gestalt verschieden
 Durchwandelte der fremde Gast die Lande
 Toscana's, aufzufinden
 Das Grab des Manns, durch den des Mäoniden
 Gesang nicht einzig mehr die Welt entzückt!
 Da hört' er, — o der Schande! —
 Daß seit des hohen Sängers Todestage
 Der Staub sogar, der kalte, liegt noch immer,
 Und das Gebein, auf fremden Strand entrückt;
 Geschweige, daß ein Denkmal sich erhebe,
 Florenz, in deinen Mauern, für den Großen,
 Durch den dein Ruhm erlischt auf Erden nimmer!
 Dank euch, ihr Männer, deren edel Streben
 Erglüh't, daß solche Schmach hinweg sie wasche!
 Schön ist eur Wert und macht euch ewig theuer
 Der Herzen jedem, drin nicht ganz in Asche
 Noch sank fürs Vaterland das heil'ge Feuer!

Ja, Liebe für Italia sporn' euch — Liebe
 Für sie, die Schmerz und Gram so schwer unnachten,
 Für die nicht länger schlagen
 Die Herzen lieberoll, weil uns so trübe
 Nach heitrer Zeit der Himmel will bescheren!
 Befeure denn, vollende euer Trachten
 Mitleid mit ihr, o Söhne,
 Und Schmerz und Zorn ob jenes Leids tiefsinnen,
 Das Wang' und Schleier stets ihr neht mit Zähren!
 Doch euch, mit welchem Wort soll euch ich singen,
 Des Werkes Bildner, die die Nachwelt kröne
 Nicht bloß für Sorg' und weisen Rath's Ersinnen,
 Nein, für der Hände Schöpfung, für das Ringen
 Des Genius, bewährt im Kunstgebilde?
 Mit welchen Klängen feir' ich euch, daß trunken
 Entbrennen auf Italias Gefilde
 Die Herzen all durch meines Liedes Funken?

Begeistern wird euch eure große Sache,
 Und tief den Sporn euch in die Seele drücken!
 Ha, eures Flammeifers wilde Wogen,
 So hochgeschwellt — sie schildert keine Sprache!
 Wer mag die Spannung eurer Züge malen,
 Die Glut in euren Blicken?
 Welch Menschenwort weiß Himmlisches zu sagen?
 Fern bleibe der Profane
 Dem Heiligthum! Der Thränen Zoll bezahlen
 Wird immerdar Italia dem hehren,
 Dem edlen Marmorbild; und ewig ragen
 Wird es, stets unbenagt vom Zeitenzahne!
 Die ihr den Stachel raubt dem Leid, dem schweren,
 Ihr, göttlich = hohe Künste, lebt noch immer,
 Zum Trost für unser Volk, so schmerzgerissen;
 Und seinen Ruhm, sank auch die Größ' in Trümmer,
 Zu feiern, seid ihr immer noch beflissen!

Auch ich will, seht, erscheinen,
 Der Dulderin zu Ehren, frommen Dranges,
 Darbringend was ich habe,
 Will eurem Werke meinen Sang vereinen,
 Wenn Seele giebt dem Marmor euer Streben!
 O du, tyrren'schen Sanges
 Erlauchter Vater! wenn an jenem Strande
 Dich ird'scher Dinge Botschaft kann erreichen,
 Von ihr, die du so hoch gestellt im Leben —
 Ich weiß, für dich nicht wirst du Freud' empfinden,
 Denn Stein und Erz sind nur dem Wachs, dem Sande,
 Nicht deines Ruhmes Dauer zu vergleichen:
 Und könntest je noch einmal du verschwinden
 Aus unserm Sinn, so wachse unsre Schande,
 Und all das Leid, drin wir so lang geschmachtet,
 Es wachse, wenn's zu wachsen noch im Stande,
 Und unser Volk — vergessen sei's, verachtet . . .

Nein, nicht für dich! dem Vaterland dich freue
 Zu Lieb' — dem armen Vaterland zu Liebe,
 Wenn je der Väter Beispiel
 Die kranken Söhne stählt, das Haupt außs neue
 Zu heben außs so feigem Unterliegen!
 Von langer Schmach wie trübe
 Ward, die auf rauhen Wegen
 Hinwandelte gar ärmlich
 Zur Zeit, als neu du himmelan gestiegen,
 Und die du jetzt doch so verkümmert schauest,
 Daß Königin sie früher war dagegen!
 Hinschmachtet sie erbärmlich,
 Daß du, es schauend, nicht den Augen trauest;
 Von andern Feinden schweig' ich, andrem Grauen,
 Nur noch des letzten, schlimmsten will ich denken,
 Durch das auf unsre Auen
 Schon ew'ge Nacht sich schien herabzusinken!

O glücklich du, daß des Geschicks Erbarmen
 Zu leben dir erspart' in solchem Grausen:
 Ital'sche Weiber schautest
 Du liegend nicht in fremder Krieger Armen,
 Sahst Stadt und Flur nicht plündern und vernichten,
 Sahst Feindespeere nicht barbarisch hausen:
 Sahst nicht die Prachtgebilde,
 Die göttlich schön Italiens Meister schufen,
 Geschleppt in Sklaverei, — sahst von den dichten
 Heerwagen nicht gehemmt des Landes Wege,
 Die schmerzreichen, — hörtest nicht das wilde
 Machtwort des Uebermuths, und ausgerufen
 Beim Klang der Ketten und der Geißelschläge
 Der Freiheit Namen, frevelhaft, zum Spotte!
 Wer klagt nicht? Wer vermag es, auszusprechen
 Den Jammer? Jene Nothe,
 Was schien ihr heilig noch, was noch Verbrechen?

Warum, o Schicksal; zu so bösen Tagen
 Haft du uns aufbehalten?
 Warum nicht ward zu sterben
 Vergönnt uns, eh wir schauten so geschlagen
 Von Frevlern unser Vaterland in Ketten,
 Und seinen Ruhm, den alten,
 Geschändet freventlich! — Ach, nicht gegeben
 Ward uns, mit Trost die Schmerzen
 Zu lindern dir, o Theure, dich zu retten
 Aus wilder Qual, die dir das Herz zerfleischte!
 Nicht konnten wir dir weißen Blut und Leben,
 Doch nimmer uns im Herzen
 Erstarb der Jammer, den dein Loos erheischte!
 So voll ist unser Herz des Jorns, der Schande:
 Ja, wir auch kämpften, fielen, Ströme rannen
 Von unserm Blut — doch nicht dem Vaterlande:
 Wir bluteten für unsere Tyrannen!

O Vater, wenn es ist erlaubt zu sagen,
 Wie anders bist du, als du warst im Leben!
 Fern auf den düstern Fluren
 Des Ruffenlands, werth bessern Tods, erlagen
 Die Unfern! Mensch und Thier bekämpfte sie, das Grollen
 Des Aethers und unendliche Beschwerden!
 In ganzen Scharen sanken
 Sie hin, die Glieder nackt, voll blut'ger Flecken,
 Gebettet waren sie auf Eiseschollen.
 Und in der Qual dann ihrer Todesstunden
 Ausriefen sie noch seufzend im Gedanken
 Uns Heimatland: O daß, statt durch die Schrecken
 Der Wind' und Wolken, wir den Tod gefunden
 Durchs Schwert, für dich! Doch hier auf öden Weiten
 In blüh'nder Jugend müssen wir verderben,
 Ruhmlos für alle Zeiten,
 Und, fern von dir, für deine — Mörder sterben!

Zu Zeugen hatt' ihr jammerndes Erbleichen
 Des Nordens Wüsten, rauschend tiefe Wälder.
 So starben sie; es kamen
 Die wilden Thiere, schmaus'ten an den Leichen,
 Für die kein andres Grab sich dargeboten
 Als schneebedeckte Felder.
 Vergessen sind die Tapferen, die Helden,
 Ihr Nam' ist Eins für immer
 Mit dem der Feiglinge! O theure Todten,
 Unendlich ist das Leid, das euch betroffen,
 Und keinen Trost vermag ich euch zu melden,
 Als die Gewißheit, daß ihr nun und nimmer
 Für euer Loos habt einen Trost zu hoffen!
 So hüllt euch still in eures Leides Hülle,
 Als einer edlen Mutter würd'ge Kinder,
 Die ganz so schwer wie euch bedrückt die Fülle
 Des Grams, und die vernichtet ist nicht minder!

Nicht euch will sie verklagen,
 Die Mutter, nein, nur jene, die getrieben
 Euch gegen sie zum Kampfe,
 So daß der Gram ihr muß das Herz zernagen,
 Und sie ihr Weinen mischt dem euren stündlich!
 Wenn doch im Herzen eines ihrer Lieben,
 Die ihrem Schooß entstammen,
 Des Mitleids Trieb', ihr wiederum erstündet,
 Daß er entriss' dem Abgrund, unergründlich,
 Die Dulderin! O Geist im Ruhmesglanze,
 Sind für Italien ganz der Liebe Flamme
 Erlöschten, die einst dir das Herz entzündet?
 Sproßt nimmer frisches Grün dem Myrtenkranze,
 Der tröstend sonst die Stirn uns konnt' umwehen?
 Soll er so ganz zerfallen und verbleichen?
 Soll Keiner mehr erstehen,
 Der nur zum Theil sich könnte dir vergleichen?

Sind wir dahin für immer? Unserer Schande
 Soll nie ein Ziel erscheinen?
 Anzrufen will ich, wandernd durch die Lande
 Italias: Schau rückwärts, du verderbtes
 Geschlecht! nach Schriften, Steinen
 Der Vorzeit schau, die Burgen sieh, die Tempel!
 Bedenke wo du weilst! Sind deinen Sinnen
 Verloren jene leuchtenden Exempel?
 Was bleibst du? Zieh von hinnen,
 Daß nicht zum Wohnstüb schnöder Denkart werde,
 Die als der Edlen Amme ward geachtet:
 Wenn Feiglinge sie nährt am Heimatherde,
 Ist's besser noch, daß sie vergessen schmachtet!

III.

An Angelo Mai.

Als er die Bücher Cicero's „vom Staate“ entdeckte.

Wie kommst, du kühner Italer, daß rasilos
 Dein Sinn zu wecken trachtet
 Die Väter in den Gräften? daß sie sprechen
 Durch dich zu dieser todten Zeit, umnachtet
 Von Ueberdruß, wie von Gewölk? Wie brechen
 So plötzlich jetzt, so stark hervor, und schlagen
 An unser Ohr, die schwiegen
 So lange schon, die Stimmen alter Zeiten?
 Welch Auferstehn ringsum! Im Augenblicke
 Befruchten sich die Blätter; unsern Tagen
 Erschließen sich, die lange mußten liegen
 Im Klosterstaub, die Worte, die geweihten,
 Der weisen Ahnen! Gaben die Gescheide
 Dir Solches, Edler! oder schafft auch gegen
 Das Schicksal starker Muth so reichen Segen?

Doch nicht geschehn mag's ohne Götterwillen,
 Daß jezt, wo immer tiefer in dem schweren
 Verzweiflungsschlummer wir die Häupter senken,
 So häufig unserm Ohre wiederkehren,
 Zu wecken uns, der Väter Rufe. Schenken
 Uns Götter Mitleid noch? Nicht ganz vergessen
 Sind wir von Himmelsmächten?
 Ja, diese Zeit wohl ist es, oder keine,
 Hand anzulegen, daß erneuert werde
 Italiens alte Kraft, von Rost zerfressen:
 Denn, horch, aus Grabesnächten
 Mahnt uns der Todten Wort, und die Gemeine
 Vergeßner Helden hebt aus tiefer Erde
 Die Häupter mit der Frage,
 Ob noch vorüber nicht der Feigheit Tage?

Bewahrt ihr denn auf uns, ihr Ruhmgekrönten,
 Noch eine Hoffnung? Scheinen
 Wir euch nicht ganz verloren? Ihr wohl schauet,
 Was kommen wird — doch mich, vor all den Peinen
 Wer schüht mich? Meinem Aug' ist nachtumgrauet
 Die Zukunft, und was ich erblicke, schrecket
 Mich so, daß Traum und leeres Wähnen
 Die Hoffnung scheint. Auf Stätten, einst gegründet
 Von euch, ihr Edlen, folgt euch, ach, dies schale
 Geschlecht, von Schmach bedeckt:
 Was groß in Wort und That, ist euren Eöhnen
 Zum Spott geworden; euer Ruhm entzündet
 Nicht Scham noch Neid in uns. Um eure Male
 Streckt sich der Müßiggang und will bereiten
 Ein Beispiel schnöden Sinns für alle Zeiten.

O edler Geist, nun da sich Keiner kümmert
 Um unsre hohen Ahnen,
 So kümme du dich, dem des Schicksals Walten
 So mild sich zeigt, daß uns dein Thun gemahnen

Mag an die Zeit, wo aus der grausen, alten
 Vergessenheit aufs neu die Häupter hoben
 Mit den begrabnen Rollen
 Die Männer, die, was die Natur gesprochen,
 Vernahmen still und um die Mußestunden
 Athens und Romas holden Zauber woben!
 O Zeit, nun längst verschollen!
 Italias Sturz war erst hereingebrochen,
 Und noch nicht war das bittere Leid verwunden
 In thatlos dumpfer Ruh: noch Funken führte
 Die Luft empor, die unsern Grund berührte.

Noch kalt nicht war der Aschenrest geworden
 Des Manns, der Troß geboten
 Dem Schicksal, und der Trost in schänden Peinen
 Nicht fand auf Erden, nein, im Land der Todten!
 Und muß nicht jeder Ort uns trauer scheinen
 Als dieser ird'sche? Deine süßen Saiten
 Erklangen, angeschlagen,
 Noch lieblich fort, o Liebesgram bedrückter!
 Ital'scher Sang entspringt dem Mutterschooße
 Des Schmerzes stets! Doch mindres Leid bereiten
 Uns jener Uebel Plagen,
 Als unsres Ueberdrusses Last. Beglückter
 Warst du, der weinend trug des Lebens Loose!
 Uns schnürt das Herz der Eitel ein — wir sehen
 Das Nichts am Sarg und an der Wiege stehen!

Und du verkehrtest mit dem Meer, den Sternen,
 Sproß vom Ligurerstamme!
 Weit über jenen Strand hinausgezogen,
 Wo man zu hören glaubt der Sonnenflamme
 Gezisch, wenn sie versinkt im Schooß der Wogen,
 Kühn bist du vorgedrungen
 Auf schrankenloser Flut und sahst sie tagen
 Des Lichtes Strahlen, die hier untergingen,

Und fandest, trotzend jeglicher Gefährde,
 Ein neues Land für lange Wanderungen
 Und für dein festes Wagen!
 Freilich, was halts? je mehr wir sie durchdringen,
 Einschrumpft die Welt dem Geist. Vor Meer und Erde
 Und Aether, wo die Sterne löbend kreisen,
 Erstaunt das Kind gewalt'ger als die Weisen!

Wo sind sie hin, die holden Wahngedanken
 Von einem Zufluchtsorte
 Bei fernen Völkern, von der Ruhestätte
 Der Stern' am Tag, vom Lager, nah der Pforte
 Des Ostens, wo Aurora schläft, vom Bette
 Der Sonne, wo sich birgt die Strahlenhelle
 Des Nachts? Dahingeschwunden
 Sind sie. Verzeichnet wird auf kleinem Blatte
 Die Welt, und gleich ist Alles: im Entdecken
 Wird größer nur — das Nichts. Von deiner Stelle
 Weichst du, wenn sich die Wahrheit eingefunden,
 O Phantasie! Der Geist, der wissenssatt,
 Entsagt dir, und die reifen Jahre schrecken
 Zurück deine Zaubermacht: so fliehen
 Die Träume, die uns holden Trost verliehen!

Indeß beleuchteten die ersten Strahlen
 Das Angesicht, das milde,
 Des zarten Sängers, der die Fährlichkeiten
 Des Kampfes und der Liebe, die Gebilde,
 Die wonnigen, besang aus schönern Zeiten,
 Italias neue Hoffnung. O ihr Ritter,
 O Wunderflor der Frauen, zaubervoller,
 O Gärten, o Paläste! denk' ich euer,
 Verliert in tausend lieblich eitlen Trieben
 Sich mein Gemüth! Das Leben war so bitter
 Wie heute nicht — voll süßen Wahns, voll toller
 Gedanken und voll schöner Abenteuer!

Das Alles schwand, und nichts ist uns geblieben.
 So nähert jeder Blüte sich verderblich
 Der Zeiten Schritt — der Schmerz nur ist unsterblich.

Es ward uns dein erhabner Geist beschieden,
 Torquato! doch beschieden
 Dir selbst war nur der Schmerz zum Angebinde.
 Du Aermster! ach, es gab dir nicht den Frieden
 Dein eignes Lied, und sprengte nicht die Rinde
 Von Eis, mit der dein heißes Herz umgeben
 Der Haß, die schänd'ge Fehde
 Des Neides und der Uebermuth der Großen.
 Und unsres Lebens lieblichste Bethörung,
 Die Liebe — wich von dir. Da ward zum Leben
 Das Wesenlose dir, zur wüsten Dede
 Die Wirklichkeit! Und deine Augen schlossen
 Vor später Ehre sich — Nicht Schmerz, Erhöhung
 War dir der Tod. — Nur nach dem Tode trachtet,
 Und nicht nach Kränzen, wen das Leid umnachtet!

O möchtest du noch einmal dich vom stummen
 Trostlosen Grab erheben,
 Wenn dich ergezt, o Musterbild der Trauer,
 Zu schaun jezt unser Leid. Wie hat das Leben,
 Das dir bereits erschien voll düst'rer Schauer,
 Verschlimmert sich! Wie sollt' ein Zeitgenosse
 Dich mitleidsvoll beklagen,
 O, Theurer, jezt wo Jeder denkt nur immer
 An sich allein? Wer wird nicht thöricht schelten
 Dein tödtlich Leid, wenn Thorheit alles Große
 Erscheint in unsern Tagen,
 Und wenn nicht Mißgunst muß, nein, was noch schlimmer,
 Vergessenheit als Loos der Größten gelten?
 Wo nur für Zahlen, nicht für Lieder glühen
 Die Herzen, kann kein neuer Kranz dir blühen!

Von dir bis jetzt ist Niemand mehr erstanden,
 Leidvoller Sangesmeister,
 Der des ital'schen Namens werth geworden,
 Als Einer — der da brach den Bann der Geister:
 Ein trotziger Mobroger! Vom Norden
 Quoll Mannesmuth, nicht von der Heimerde,
 So ausgedorrt, ermattet,
 Ihn in die Brust. Und so, im stolzen Gange
 Beschreitend waffenlos die Schauspielbühne,
 Bekämpft' er die Tyrannen keck! O werde
 Noch dieser Kampf gestattet,
 Noch dieses Schlachtfeld dem ohnmächt'gen Drange
 Des Völkierzorns! Hinunterstieg der Bühne,
 Der Erste und — der Einzige! Gefallen
 Kann ja nur schüdde Musse noch uns Allen!

Hinlebt' er makellos, voll heil'gen Zornes,
 Und ihm entschwand das Leben,
 Bevor sein Volk er sah noch tiefer sinken.
 Es war für dich, Vittorio, und dein Streben
 Nicht Zeit, nicht Ort. Ja, andrer Tag muß winken,
 Und andre Stätte hohem Sinn! Wir freuen
 Uns träger Ruh — wir trotten
 Die Bahn der Mittelmäßigkeit! Verschlungen
 Vom Schwarm ist jetzt der Heros, ausgeglichen
 Ihr Unterschied. — Drum laß dichs nicht gereuen,
 Ruhmvoller Spürer du! Weck auf die Todten,
 Weil schlummern die Lebendigen! Die Zungen
 Befeele neu, draus längst der Klang entwichen:
 Bis dieß Jahrhundert sich aus Schmach und Nöthten
 Ermanne — wär's auch nur bis zum Erböthen!

Auf die Vermählung meiner Schwester Paolina.

Nachdem, den stillen Frieden
 Des Vaterhauses lassend, und die süßen
 Traumbilder und den holden Wahn der Jugend,
 Der als ein Gottgeschenk uns labt hiernieden,
 Das Schicksal in des Lebens Braus, den lauten,
 Dich hinreißt, höre, wie erträgt die Tugend
 Die Schmach der Zeit, die uns verhängt der Himmel,
 O Schwester, die zu mehren
 Die Zahl der Unglücksfinder
 Italias du denkst aus deinem Schooße
 In schwerer Zeit! O suche du nicht minder
 Für sie ein kräftig Vorbild! Nicht gewähren
 Die herben Schicksalsloose
 Der Menschentugend heut ein leichtes Leben,
 Noch wehnt in kranker Brust ein edel Streben!

Feig oder elend werden
 Sein deine Söhne. Besser elend! — Lange
 Trennt eine Kluft, unendlich aufgerissen,
 Vom Glück die Tugend! Weh, zu spät auf Erden
 Erscheinen, welche jetzt das Licht begrüßen,
 Und in des Menschendaseins Niedergange!
 Doch stell' dem Himmel dies anheim. Im Herzen
 Bewahr' das eine Streben,
 Daß in des Glücks Geleisen
 Nicht sklavisch Jene lenken ihre Schritte,
 Der Hoffnung Spielzeug und der Furcht! So preisen
 Die Kommenden einst glücklich euer Leben,
 Da ja — unsel'ge Sitte
 Verderbter Zeit! — mißachtet
 Die Tugend kleibt, bis sie das Grab umnachtet!

Gar viel von euch, ihr Frauen,
 Erharrt das Vaterland. Schimpf bracht' es nimmer,
 Noch Leid der Menschenwelt, daß Feu'r und Eisen
 Uns nicht mehr schreckt, wenn eure Augen schauen
 Auf uns mit holdem Strahl. Es thun die Weisen
 Nach eurem Rath, die Starken. Und was immer
 Umkreis't das Sonnenrad, euch beugt sichs gerne!
 Nun will von euch ich Rechenschaft verlangen
 Für diese Zeit! Ist sie durch euch erstorben,
 Der Jugend Flamme? Unfres Wesens Reinheit,
 Ward sie getrübt, verdorben,
 Durch eure Hand? Die Geister, schlafbefangen,
 Der Stumpfsinn, die Gemeinheit
 Des Wollens, und daß weibisch Ketten duldet
 Entnerter Sinn — seid ihr's, die das verschuldet?

Ein Sporn zu großem Streben
 Ist Liebe, und für höheres Empfinden
 Ist Meisterin die Schönheit. Leer an Liebe
 Ist Jeder, welchem nicht, wenn unter Winden
 Entbrennt der wilde Streit, und dichter weben
 Ihr dunkles Grau die Wolken, und die trübe
 Gewalt des Sturms den Bergwald spaltet, freudig
 Das Herz erbebt. O Bräute,
 O Jungfrau'n ihr, will Einer
 Liebwerbend nah euch, den Gefahren schrecken,
 Der unwerth ist des Vaterlands, gemeiner
 Bestrebung hold und niedren Triebes Beute,
 Der soll in euch nur Haß und Zorn erwecken,
 Wenn anders Frauenherzen Männer wählen,
 Die Männer wahrhaft sind, nicht Weiberseelen.

Untriegerischem Stamme
 Sollt ihr nicht Mütter heißen. Leid und Mühe
 Der Tugend lerne euer Sproß zu tragen,
 Verachte und verdamme,

Was hochgeachtet wird in diesen Tagen.
 Für's Vaterland erblühe
 Die Jugend, eingedenk was ihm sie schuldet!
 So wuchsen, von den Kunden
 Der Heldenzeit umtönt, heran die Leuen
 Von Sparta, Hellas' höchsten Ruhm zu wahren,
 Bis mit dem Schwert in weihvoller Stunde
 Die junge Braut umgürtete den Treuen,
 Und schweigend dann umhüllte mit den Haaren
 Den Todten, vom Gefilde
 Heimkehrend auf dem wohlbewahrten Schilde!

Virginia, deine Wangen
 Berührte, Himmelsglanz um sie zu weben,
 Der Schönheit Finger, und als stolz zurücke
 Du wiefest frevelhaftes Unterfangen,
 Ergrimmte Romas Herr. Schön floß, im Glücke
 Des holden Jugendtraums, dahin dein Leben,
 Als grausam dir zerriß des Vaters Eisen
 Die Brust, die liljenreine,
 Und still zum Orkus nieder
 Du gingst. Mein Reiz verwelke, rasch von dannen
 Führ' ihn ein Windhauch, sprachst du; meine Glieder
 Umfange Grabesnacht, eh' ich mich eine
 Dem Lager des Tyrannen.
 Vermag ich Muth und Kräfte Rom zu geben,
 Mit meines Bluts Erguß — nimm hin mein Leben!

O Edle, strahlt auch nimmer
 Die Sonne heut in also holdem Strahle
 Wie deiner Zeit sie strahl', ist doch zufrieden
 Gestellt dein Grab, denn Thränenpende nimmer
 Versagt das Vaterland. Die Romuliden
 Erglühn in frischem Rachedrang am Male,
 Das deine Reste birgt. Sieh staubbefudelt
 Die Locke, die die Krone

Geschmückt, in neuem Glanze
 Strahlt Freiheit, und von allen Erdengauen
 Kühnlich Besitz ergreift die Römerlanze,
 Vom dunklen Pol bis in die heiße Zone.
 O könnte Muth der Frauen
 Und Adel heut auch geben
 Dem trägen Rom ein neu verjüngtes Leben!

V.

Auf einen Sieger im Ballonspiel.

Des Ruhmes Angesicht und Ruf, den hellen,
 Will ich dich, Knabe, lehren,
 Und wie voransteht edlem Müßiggange
 Die schweißbedeckte Tugend. Komm zu hören,
 Hochherz'ger Kämpfe du, wenn ja der schnellen
 Stromflut der Jahre du in muth'gem Drange
 Willst streitig machen deines Namens Beute,
 Und laß dein Herz zu Höherem beseuern!
 Der Cirkus lärmt, begeistert auf dich schauend,
 Und Volksgunst spornt zu edlem Thun dich heute;
 Dich ruft, auf neuen Alters Blühen vertrauend,
 Das Vaterland, das theure,
 Daß altes Beispiel sich durch dich erneure.

Es tünchte mit Barbarenblute nimmer
 Auf Marathons Gefilde
 Die Hand, wer stumpfen Sinns auf Elis' Pläne
 Die Ringbahn und das Kampfspiel sah, das wilde,
 Und den nicht spornte fremden Kranzes Schimmer,
 Daß er zu gleichem Ziel den Pfad sich bahne;
 Und in des Apheus Fluten wusch die Flanken
 Siegreicher Kofse wohl und staub'ge Mähnen
 Vorher der Held, der mörderisch in den bängen

Schlachtreihn der Meder, die schon weichend sanken,
 Begrub die Griechenschwerter, daß erklangen
 Vom Weh der Unglücksrufer
 Der Euphrat und das ganze Sklavenufer.

Doch — nutzlos scheint vielleicht, was aus der Asche
 Die angestammte Tugend
 Aufrüttelt, neue Funken draus zu schlagen,
 Und was im matten Lebensgeist der Jugend
 Ansachen wieder mag die Glut, die rasche:
 Mit Recht! Seit traurig seinen Flammenwagen
 Am Himmel Phöbus lenkt — sind Menschenthaten
 Mehr als ein Spielwerk? und ist minder eitel
 Die Wahrheit als der Irrthum? Uns gegeben
 Zum Trost ist holder Wahn, und wo entzathen
 Muß solchen edlen Sporns ein trübes Leben,
 Muß rühmlisches Bemühen
 In träge Ruh sich wandeln und verglühen.

Es kommt vielleicht die Zeit, wo die Ruinen
 Ital'scher Steinkolosse
 Befleckt das Kind, wo seufzen unterm Pfluge
 Roms Hügel; und es kreisen Phöbus' Rosse
 Vielleicht nicht lang mehr, bis der Tag erschienen,
 Wo Latiums Städte sich der Fuchs, der Kluge,
 Wählt zum Ayl, und zwischen Mauern flüstert
 Ein dunkler Wald: falls nicht der Himmel endlich
 Ein Halt gebeut dem schmählichen Erstorben
 Des vaterländ'schen Sinns, das uns umdüstert,
 Und, von uns wendend drohendes Verderben,
 Uns noch will Gnade schenken,
 Zum Lohn, so wir des alten Ruhms gedenken.

Zu überleben kränke dich, o Lieber,
 Des Vaterlandes Leben.
 Einst hättest durch sie du wohl in Ruhm gestrahlet,
 Eh' sie den Kranz, erstiegt in edlem Streben,

Verlor durch unsre Schuld. Das ist vorüber:
 Wer ist, der noch mit solcher Mutter prahlet?
 Doch schwinge dich von selbst zu stolzen Höhen!
 Wozu dies Leben? nur daß man's verachte!
 Glücklich ist's nur, wenn's unter Schicksalsstreichen
 Sich selbst vergift, nicht Muße hat, zu sehen
 Und zu belauschen träger Stunde Schleichen:
 Am glücklichsten, wenn leise
 Den Schritt es abwärts lenkt zur letzten Reise.

VI.

Brutus der Jüngere.

Als hingeworfen starb im Thrakerstaube
 Ital'sche Heldenkraft, ein unabsehbar
 Schauspiel von Sturz und Tod, wo zur Bedrängniß
 Der Au'n Hesperias und der Gestade
 Des Tibris das Verhängniß
 Schon vorbereitet der Barbarenrosse
 Gestampft, und aus den Wäldern,
 Vom Sterngebild des Bären
 Beglänzt, die röm'schen Vesten zu zertrümmern,
 Berufst das Schwert des Gothen:
 Da, schweißbedeckt und noch durchweicht vom Blute
 Des Bruderkampfs, saß Brutus in der Stille
 Der Nacht, und eh' er sich gesellt den Todten,
 Die Götter und den Hades
 Anklagt' er, und mit troh'gem Klageliede
 Erschütterte er die Luft, die schlummermüde.

Thörichte Tugend, jene Nebelfelder
 Der ruhelosen Larven
 Sind zur Belehrung dir; an deine Spuren
 Geheftet ist die Neu'. Marmorne Götter,

(Ob ihr den Wohnsitz habt auf styg'schen Fluren,
 Ob über Wolken), nur zu Spott und Hohne
 Dient euch das unglücksel'ge
 Geschlecht, das euch mit Tempeln ehrt, und töckisch
 Spielt mit den Sterblichen das Schicksal. Grollen
 So unverföhnt von ird'scher Seelen Frommheit
 Die Himmlischen? Ruchlosen also thronst du
 Zum Schutz, o Zeus? Wenn deine Donner rollen
 Im Aether und du zückest
 Den Blitzstrahl in der Rechten,
 Gilt er den Edlen stets und nicht den Schlechten?

Des Schicksals Noth drückt unbezwinglich, eisern,
 Ach, uns ohnmächt'ge Sklaven
 Des Todes, und scheint dem Volk das Leid unmöglich
 Zu bannen, tröstets noch sich mit des Leides
 Nothwendigkeit. Ist leichter zu ertragen
 Ein Uebel, das nicht Heilung kennt? Empfundet
 Den Schmerz nicht mehr, wer hoffnungslos erkranket?
 Auf Tod und Leben ewig kämpft, o Schicksal,
 Der Tapfre, als ein Krieger,
 Der nimmer weicht, und wenn ihn deine Rechte,
 Die grausame, belastend überwältigt,
 So strahlt er unverzagt, im Sturz noch Sieger,
 Indes er in den Busen
 Den Stahl sich stößt, den herben,
 Und wie zum Hohne lächelt noch im Sterben.

Nicht wohlgefällt den Göttern, wer gewaltsam
 Einbricht ins Todesreich Die Götter freilich,
 Sie selbst — nie wären sie so hochgemüthet!
 Hat etwa unser Ungemach der Himmel,
 Und unsre Brust, die unter Schlägen blutet,
 Zum angenehmen Schauspiel sich erkoren?
 Nicht voller Schuld und Leiden,
 Rein, rein und frei das Dasein

Auf freier Flur hat uns Natur gegeben,
 Einst Göttin, Königin. Doch nun auf Erden
 Ruchlos gestürzt ihr sel'ges Reich, und andern
 Gesetzen unterthan das karge Leben,
 Wenn eine starke Seele
 Abschütteln will ihr Joch, was schilt verschwendet
 Natur den Pfeil, den nicht sie selbst gesendet?

Schuldunbewußt, unkundig eignen Leides,
 Hinleben stets die Thiere,
 Die glücklichen; zum ungeahnten Ziele
 Führt sie gemach die Zeit. Doch wenn es einem
 Von ihnen je, von Schmerz bedrängt, gefiele,
 Freiwillig zu zerschmettern sich die Glieder,
 Kein innerer Zwiespalt würde, kein geheimes
 Gesetz Einspruch erheben
 Je gegen solchen Drang. Euch nur von allen
 Geschlechtern, die da leben, euch, den Söhnen
 Prometheus', wird zum Ueberdruß das Leben,
 Und euch allein auch immer
 Verbeut ein Götterwille
 Im Leid den Pfad zu heilger Todesstille.

Vom Meer, das strömend unser Blut besudelt,
 Aufsteigst du, reines Mondlicht,
 Die ruhelose Nacht und die Gefilde,
 Verhängnißvoll ital'scher Kraft, durchspähst du.
 Verwandte Brust der Sieger stampft, der wilde,
 Die Hügel dröhnen, niederstürzt vom Gipfel
 Der Macht die alte Roma —
 Du bist so still? Du sahst erstehn die Sprossen
 Lavinias; die Zeiten,
 Die goldnen, sahst du und die Lorbeerkrone,
 Und unverändert wirfst du deine Strahlen
 Ausgießen über Höhn, wenn diese Weiten,
 Die einsamen, zum Schimpf ital'schen Namens,

Auf's neu in künft'gen Jahren
Verfallen sind dem Schritte der Barbaren.

Sieh unter nacktem Fels das Thier des Waldes,
Den Vogel auf den Zweigen,
Im Herzen hegend des Vergessens Wonne,
Des angebornen: Sturz und Schicksalswechsel
Nicht kennen sie, und röthet in der Sonne
Des Morgens sich des Landmanns Dach, wird dieser
Mit seinem Morgenliede
Die Thäler wecken, jener unterm steilen
Geklipp die Schaar, die zage,
Der Kleinern Thiere jagen.
O Glend! ein vergeßner Theil der Dinge
Sind wir, — und unsre bange Schicksalsfrage
Bekümmert kein Drakel
In Höhlen, wo die Eule krächzt, und nimmer
Erbleicht aus Mitgefühl der Sterne Schimmer!

Nicht des Olymps und des Cocytus Götter,
Die tauben, nicht die Erde
Ruf ich, und nicht die Nacht, sobald ich sterbe,
Nicht dich, o letzter Hoffnungsstrahl des Todes,
O Ruhm der Zukunft! Meine Gruft, die herbe,
Darein ich zürnend sank, soll Wort und Seufzer
Des schnöden Hausens ehren?
Die Zeit wird schlimmer; übel anvertrauet
Ist trägen Entelsöhnen
Der Ruhm erles'ner Geister und die Rache
Des Glends. Kreise denn, du brauner Vogel,
Du gieriger, um mich, von Raubthierzähnen
Benagt und Regengüssen,
Mein irdischer Nest verschwinde,
Und meines Namens Spur verweh' im Winde!

Im Frühling,

oder

Ueber die Mythen der Alten.

Weil nun die Sonne heilet
 Die Wunden der Natur, und mit dem lauen
 Gesäusel neu belebt die kranken Lüfte
 Der West, so daß sich sinkend löst der Wolken
 Umschattung — weil vertrauen
 Dem Wind die Vögel ihre Brust, und strahlend
 Das Taglicht neues Sehnen, neues Hoffen
 Einflößt dem Thier sogar in Waldestiefen,
 Wo ringsum thauend schmilzt des Reises Hülle —
 Darum soll unsern Geistern, die da schliefen
 Im Bann des Leids, ermattet,
 Zurückgekehrt das goldne Alter scheinen,
 Das vor dem Unglück und der düstern Fackel
 Der Wahrheit hingeschwunden,
 Ach, allzufrüh? Bleibt deiner Strahlen Schimmer,
 O Sonnengott, den Menschen nicht undunkelt
 Auf ewig, und du, Frühling,
 Dufspender, du durchwehst noch lockend immer
 Dieß Herz, in Frost erstarrt und eingereftet,
 Das in der Jugend schon das Alter kostet?

Lebst du, ach, lebst du, heil'ge
 Natur, und dringt uns zu entwöhnten Ohren
 Wahrhaft ein Laut der mütterlichen Stimme?
 Wohl hatten Bäck' und Quellen einst zum Wohnsitz,
 Zum Spiegel sich erkoren
 Die Nymphen. Da geschahs, daß Nachts die Höhen
 Und Wälder, jezt ein öd' Asyl der Winde,
 Den Fuß Unsterblicher im Tanzschwung spürten,
 Und daß die Hirten, wenn zu Schattengründen

Am Mittag, dem unsicheren, sie führten
 Die durst'gen Lämmer, oder
 Ans blumenreiche Stromgestad, vernahmen
 Der Faune Lieder, sahen
 Ein wunderfames Zittern in dem raschen
 Gewog des Stroms, weil ungesehn soeben
 Hinab die Göttin tauchte,
 Die Köchertragende, dort abzuwaschen
 Den schönsten Staub der Jagd, der blutig = heißen,
 Von ihrem Jungfrauenleib, dem schneeig = weißen.

Es lebten einst die Blumen,
 Die Wälder. Gold vertraut war da dem Wehen
 Der Lüfte, dem Gewölk, der nächt'gen Leuchte
 Des Monds der Menschen Loos, als über Hügel
 Und Fluren dich gesehen
 Hinwallend reinen Glanzes in der Stille
 Der Nacht der Wanderer, o Titanide,
 Und als Gefährtin dich, als liebevolle,
 Des Menschen dachte. Und wenn ausgetrieben
 Von Zwietracht, und entflohn der Schmach, dem Grolle
 Der Bürger, irrend Einer
 Den Busen wund sich stieß im starren Dickicht
 Pfadloser Wälder, glaubt' er,
 Daß ihm den Blutstrom jage durch die Adern
 Lebendig Feuer, glaubte, Blätter seuzgen
 Und Daphnis oder Phyllis
 Aus Bäumen klagend mit dem Schicksal hadern
 Zu hören, oder auch Clymenens Sprossen,
 Den in die Stromflut Helios gestossen.

Und ihr nicht minder lieht den Klagelauten,
 Die Sterbliche zu euch im Leid erhoben,
 Ein achtsam Ohr, ihr starren Waldesfelsen,
 Als einsam eure stillen Klauen Echo,
 Nicht leerer Winde Toben,

Nein, einer Nymphe unglücksel'ger Dem
 Bewohnte, den die Liebe schied und hartes
 Geschick vom zarten Körper. Durch die Klippen,
 Durch rauhe Schluchten, öde Waldesgründe
 Trägt sie die Klagebotschaft unsrer Lippen
 In die gewölbte Halle
 Des Aethers hin! Und dich auch nennt die Sage
 Der Menschenloose kundig,
 Tonreicher Vogel, der im laub'gen Dunkel
 Des Jahrs Verjüngung singend jezo feiert,
 Und der, wenn rings begraben
 In Todesruh das Feld, und das Gefunkel
 Der Stern' erlosch im Nachtgewölk — Wehklage
 Beginnt um Leid und Schmach vergangner Tage.

Doch nein, verwandt nicht bist du
 Den Menschen — deine Lieder, sie erschallen
 Von keinem Schmerz erpreßt: es birgt dich schuldlos
 Und darum minder gern des Thales Dämmerung.
 Nun des Olympus Hallen
 Berödet sind, und rollend durch die Wolken
 Und über Berge hin, auflöst der Donner
 Des Guten wie des Bösen Herz nicht minder
 In kalten Schauer ganz; und weil bewusstlos
 Der Heimatstrand, unkundig seiner Kinder,
 Ernährt verdrosne Seelen:
 So leihe du, Natur, dem bittern Kummer,
 Dem schnöden Menschenloose
 Gehör': einfach auf meines Herzens Herde
 Die alte Glut, so du in Wahrheit lebest
 Und Etwas noch im Schooße
 Des Meers, im Himmel oder auf der Erde
 Zuwendet unserm traurigen Geschicke,
 Wenn auch sein Mitleid nicht, doch seine Blicke.

VIII.

Hymnus an die Patriarchen,

oder

Von den Anfängen des Menschengeschlechtes.

Euch singt der schmerzgebornen Söhne Lied,
 Euch, menschlichen Geschlechts erlauchte Väter,
 Im Preisgesang: die ihr, dem ewigen
 Bewegter der Gestirne theurer, minder
 Beweinenswerth als wir entsprossen seid
 Im hehren Licht! Unheilbar Leid, geschaffen
 Zu sein für Thränen — Tod und Grabsnacht süßer
 Zu finden als des Aethers goldnes Licht —
 Nicht fügt' es Mitleid so, nicht ein gerechtes
 Gesetz des Himmels. Wenn von eurer alten
 Verirrung, die des Menschen Samen preisgab
 Der Tyrannei des Siechthums und des Unglücks,
 Die Sage spricht, hat andre Schuld der Enkel,
 Hat Wahnsinn, Aufruhr, schlimmer den gekränkten
 Olymp bewaffnet gegen uns, bewaffnet
 Die Hand, die schüdd mißachtete, der Mutter
 Natur, die uns gesäugt. So ward die Flamme
 Des Lebenslichts zur Pein uns, fluchbeladen
 Ward schon die Frucht im Mutterschooß, und wild
 Herein ins Leben brach der Erebus!

Das Licht des Tages und der kreisenden
 Gestirne goldner Glanz, das neugeborne
 Gethier des Felds und auf der jungen Flur
 Den Hauch der Luft, der schweifenden — das Alles
 Hast du zuerst erschaut, der menschlichen
 Familie altehrwürd'ger Fürst und Vater!

Als des Gebirgsstroms Welle Felsgeklipp
 Und öde Schluchten traf im Niedersturz
 Mit unerhörtem Braus; als auf den holden
 Zukünft'gen Stätten hochberühmter Völker,
 Lärmvoller Städte, noch der Friede herrschte,
 Und über Höhn, von keinem Pflug berührt,
 In Einsamkeiten still aufging der Strahl
 Des Phöbus und der goldnen Luna: — glücklich,
 O glücklich war, von Schuld und Trauer frei,
 Die Erde noch in solcher Einsamkeit!
 Doch welches Leid hat deinem Stamm, o Vater,
 Von bitteren Geschieden welche Reih',
 Bereitet das Verhängniß! Raserei
 Des Blutdursts, sieh, des Brudermords, besudelt
 Das Saatgefilb, das karg den Schweiß belohnt,
 Und durch den göttlich-hohen Aether rauscht
 Zum erstenmal des Todes dunkler Flügel.
 Hinirrt der Brudermörder zitternd, flieht
 Der Einsamkeit Umschattung, schreckt zusammen
 Vorm Windesrauschen in den tiefen Wäldern:
 So richtet er gesell'gen Wohnsitz auf,
 Herberg' und Reich der blassen Sorg'; der Neue
 Verzweiflungsgram, der kranke, seufzende,
 Gesellt, verbündet in gemeinsamen
 Behausungen die blinden Menschensöhne.
 Versagt ward ruchlos so dem krummen Pflug
 Die Hand, vernichtet ward das Schweißbemühn
 Des Landmanns. Müßiggang bestieg den Thron
 Auf lasterhaften Stätten, Urkraft schwand
 In den entnerzten Leibern, es erschlaffte
 Der Geist, und Knechtschaft zwang — der Uebel ärgstes --
 In's Joch das wehrlos-dumpfe Menschenleben.

Und du wardst Retter vor des Aethers Grimm
 Und Meereschwall auf wolkennahen Jochen
 Dem ruchlosen Geschlecht, du, dem zuerst

Von wiederaufgetauchten Gipfeln her,
 Aus trüber Luft der neuen Hoffnung Zeichen
 Die weiße Taube bracht', und, aus dem alten
 Gewölk erstehend wie aus einem Schiffbruch,
 Die Sonne mit der holden Iris malte
 Den dunklen Pol. Zurückgekehrt zum Erdreich,
 Erneuert die Begier, das frevle Trachten,
 Und sein Gefolg, die Drangsal, das verjüngte
 Geschlecht. Des Meeres unnahbare Reiche
 Bedräut als Rächer spottend jekt der Mensch
 Mit frevler Hand, und bringt das Leid, die Thränen
 An neuen Strand und unter neue Sterne.

Dein jekt, der Frommen Ahn, gerecht und stark,
 Und deines Samens edler Sprößlinge,
 Denkt meine Seele. Künden will ich, wie
 Du ruhend, unbekannt, im Mittagsschatten
 Der stillen Heimatstätte auf den trauten
 Gefilden, deiner Herden Weidesitz,
 Gesegnet wardst von himmlisch hoher Pilger
 Verborgnem Geist: und wie, o Sohn der klugen
 Rebecca, nah dem ländlichrohen Brunnen,
 Im aranit'schen Thal, dem lieblichen,
 Dich Lieb' ergriff zur schönen Labanstockter:
 Ja Liebe, mächtige, um derentwillen
 Verbannung, langes Ungemach, sogar
 Des Sklavendiensts verhasste Last ertrug
 Der Geist des Wackren ohne Widerstreben.

Gewiß einst war — nicht bloß mit Schattenbildern
 Und eittem Wahne nährt aonischer
 Gesang und alter Sage Ruf das Ohr,
 Das hörbegierige, des Volks — befreundet
 War unsrem Stamm dereinst, und süß und traut
 Dieß ird'sche Zammerthal, und golden rann
 Das flücht'ge Leben hin. Nicht daß von Milch

In reiner Welle sich ein Strom ergoß
 Vom Hang der Heimathöhen, oder daß
 Der Hirt den Tiger, unter seine Herden
 Gemischt, zum Stalle scherzend führte, oder
 Den Wolf zum Brunnen — doch noch unbewußt
 Des eignen Schicksals, eignen Leides, lebte
 Die Menschheit harmlos hin, und den geheimen
 Gesetzen, die Natur und Himmel gab,
 Sich fügend, wob der holde Trug und Wahn
 Um alle Dinge seinen weichen Schleier,
 Und unser Lebenskahn zog, sich begnügend
 Schon mit der Hoffnung, ruhig in den Port.

So lebt in Californiens weiten Wäldern
 Ein glückliches Geschlecht noch heut, dem nicht
 Die Sorge nagt die Brust, dem nicht die Glieder
 Verzehrt ein grausam Siechthum; dem die Speise
 Der Wald, die Wohnung Felsgeklüft, den Trank
 Des Thales Quelle beut, und dem der Tag
 Des dunklen Todes unerwartet naht.
 O wie so wehrlos gegen unsern Wagen,
 Das frevle, sind die Reiche der Natur!
 Die Ufer und die Höhlen und die Wälder
 Schließt unser Wahnsinn unbezähmbar auf,
 Erzieht besiegte Völker neuem Leid
 Und unbekannter Gier, und so verfolgt er
 Das Glück, das nackten Fußes vor ihm flieht,
 Bis an der Sonne fernsten Niedergang.

Sapphos letzter Gesang.

O milde Nacht, o traurer Strahl des Mondes
 Im Untergang! Und du, der sich erhebt
 Dort überm Fels im schweigendstillen Wald,
 Des Tages Bote! O wie lieb und traut
 Einst waren diese Bilder meinem Auge,
 So lang mir unbekannt noch war die Schuld
 Und das Verhängniß! Doch nun lächelst, ach,
 Kein Anblick mehr den leiderregten Sinnen!
 Nur dann beseelt noch ungewohnte Luft
 Ein Menschenherz, wenn durch den lichten Aether
 Sich wälzt, und über's hebende Gefild,
 Des Südsturms Staubgewog, und wenn der Wagen,
 Der schwere Wagen Jupiters, zu Häupten
 Uns donnernd wild durchjagt die Finsterniß!
 Uns freut zu wandeln unter Felsen, Schluchten,
 Im Nebel, uns erfreut die wilde Flucht
 Erschrekter Heerden, oder an des Stromes
 Gefährdevollem Strand das wilde Brausen,
 Der siegesstolzen Wogen Uebermuth!

Schön bist du, schön in deinem Sternenmantel,
 O Aether! schön auch, thauige Erde, du!
 Doch ach, von dieser unermessnen Schöne
 Ließ keinen Theil der Götter und des Schicksals
 Gewalt der armen Sappho. Nur ein schmöder,
 Werthloser Gast in deinem Reich, Natur,
 Bin ich verschmähte Liebende — vergebens
 Zu deinen Huldgestalten Herz und Aug'
 Erheb' ich liebestehend. Nimmer lächelst
 Besonnter Strand und von den Aetherpforten
 Des Morgens Helle mir: nicht grüßt das Lied
 Der bunten Vögel mich, und nicht der Buchen

Gesäusel. Und wo klar im Schattengrund
Geneigter Weiden dehnt der Bach den Spiegel,
Da scheint sich meinem nackten Fuß die Welle,
Die schweigfame, wie grollend zu entziehn
Und fortzuziehn durchs blumenduft'ge Land.

Ha, welch Vergehn, welch arger Frevel hat
Befleckt vor der Geburt mich, daß so düster
Auf mich der Himmel blickt, so streng das Auge
Der Schicksalsgöttin? Was verbrach ich schon
Als Kind, zur Zeit, wo doch noch jeden Fehls
Unkundig ist das Dasein, daß so kläglich
Beraubt der Jugendlust, so blütenlos,
Sich jebo drehn muß an der Parze Spindel
Mein starrer Lebensfaden? Doch, die Lippe
Spricht unbedacht — das menschliche Geschick
Lenkt ein geheimer Rathschluß. Ja, geheim
Ist Alles, nur der Schmerz nicht. Ausgestoßen,
Zum Leid geboren sind wir, und der Grund,
Er ruht im Götterschooß. O Sorg', o Hoffnung
Der Jugendzeit! Der Schönheitsblüte nur,
Ja, süßer Schönheitsblüte nur verlieh
Der Himmel Obmacht über Menschenherzen;
Für Heldenthum und Liedesklang in armer,
Bescheidner Hülle blüht kein Ruhmeskranz!

Ich werde sterben. Den unwürd'gen Schleier
Abstreifend, wird der hüllenlose Geist
Zum Hades fliehn, und tilgen so, was grausam
Gesündigt hat der blinde Schicksalsspender.
Du aber, dem ich lange Lieb' umsonst
Geweiht, und lange Treu, an den
Unzählbar mich der Sehnsucht Bahn gefesselt,
O lebe glücklich, wenn ein Sterblicher
Auf Erden glücklich lebt. Mich nekte nicht
Mit süßem Raß des neid'schen Eimers Zeus,

Seit hingeschwunden mir der Kindheit Träume
 Und Täuschungen. Die freudenreichen Tage
 Des Lebens schwinden stets am schnellsten auch!
 Einschleichen Siechthum, Alter und der Schatten
 Des kalten Todes. Siehe, von so vielen
 Erhofften Palmen, holdem Wahn, bleibt nur
 Der Hades mir. Aufnimmt dieß kühne Herz
 Die Göttin Tānarums, die schwarze Nacht
 Am schweigenden Gestade des Cocyt.

X.

Die erste Liebe.

Des Tags gedenk' ich, wo ich süßer Triebe
 Gewalt in mir zuerst empfand und sagte:
 Weh mir, wenn Liebe dieß — wie quält die Liebe!

Wo ich das Aug' nicht aufzuschlagen wagte,
 Und doch vor Augen hatte stets das Prangen
 Der Holden, die den Pfeil ins Herz mir jagte.

Was machtest du aus mir, o Blutverlangen?
 Was mußte sich so süßem Drang gesellen
 Ach, solcher Sehnsucht Schmerz und solches Bangen?

Wie kam's, daß nicht mit reinen, heitren Wellen
 Die Freude mir das tiefe Herz bedeckte?
 Was mußten sie so stürmisch-trübe schwellen?

Sag an, o liebend Herz, was dich erschreckte
 Inmitten einer Lust, mit der verglichen
 Doch jede Lust nur Ueberdruß erweckte?

Ja, einer Lust, die schmeichelnd dich beschliefen
 Am Tag und minder nicht, wenn in der Munde
 Die weite Welt verstummt war und erblichen:

Wo dann dein Leid mit Seligkeit im Bunde
Mir auf den Rissen schüttelte die Glieder,
Und stürmischer du pochtest jede Stunde;

Und wie, wenn müd ich schloß die Augenlider,
Der Schlaf, gleichwie verscheucht von Seufzerlauten
Der Fieberglut, nie sank auf mich hernieder!

Und während Finsternisse mich umgraute,
Wie hielt mein Augenpaar, ob auch geschlossen,
Lebendig fest das holde Bild der Trauten!

O wie sich durch mein Innres dann ergossen
Blutströme süßer Regung! wie viel tausend
Gedanken, wirr und unflät, ich entsprossen

In meiner Seele fühlte, wie wenn saugend
Im Laubholz Winde durch die Wipfel jagen,
Und ganz der Wald aufwogt, weithin erbrausend.

Und wenn mein Mund vermochte nichts zu sagen,
Was sagtest du, mein Herz, als uns die Hohe
Verließ, für welche du so heiß geschlagen?

Ich hatte kaum gefühlt, wie mich bedrohe
Verzehrend diese Glut, dieß heiße Minnen,
Da schwand, was kühlen mochte solche Lohe.

Das erste Grau'n umtob des Schlosses Zinnen,
Als das Gespann am Thor ich stampfen hörte,
Das sie entführen sollte, ach, von hinnen!

Vom Lager eilt' ich rasch, der Angstbethörte,
Zum Fenster, wandte lauschend in die Stille
Der Dämmerung hin das Antlitz, das verfürte,

Ob mir zufällig nicht noch einmal stille
Den Schmerz ein letzter Laut des süßen Mundes,
Wenn Andres nicht mehr gönnte Schicksalswille.

Wie drang ins Tiefste mir des Seelengrundes
 Der Frost, wenn Dienerstimmen rauh erschollen,
 Statt jener, die ersehnt mein Herz, mein wundes!

Und dann — als endlich doch der zaubervollen,
 Der theuren Lippe Ton erklang, verschwebend
 Alsbald im Hufschlag, in der Räder Rollen:

Hinstürzt' ich mich aufs Lager, ganz ergebend
 Dem Schmerze, der Verzweiflung mich, der bittern,
 Und drückt' ans Herz die Hand, und seufzte bebend.

Dann schleppt' ich auf den Knien mich mit Zittern
 Wehklagend durchs Gemach. Wird nicht für immer
 Betäubt der Sinn in solchen Schmerzgewittern?

Ja, nur Erinnerung blieb, seit mit Gewinimer
 Ich klagte so, die herbe: anderm Bilde
 Und anderm Laut erschloß mein Herz sich nimmer.

Den Sinn umflorte mir das Leid, das wilde,
 Wie wenn die Regenwolke, dichtgewoben,
 Herabträuft taglang, traurig, aufs Gefilde.

Nicht kannst' ich dich, als du mit wildem Toben
 Im Achtzehnjährigen, zum Leid geboren,
 Zuerst versuchtest deine Zauberproben,

O Liebeßgott! — als ganz an mir verloren
 War jede Lust: der Wiese Grün, das Blinken
 Der Stern' und alle Sonnen und Auroren.

Des Ruhmes Ziel sogar ließ ab, zu winken
 Dem Aug, das erst so heiß dafür entbrannte —
 Der Schönheit Strahl nur wollt' es jezo trinken!

Selbst von der Wissenschaft den Sinn ich wandte,
 Und eitel schien sie mir, in deren Lichte
 Zuvor ich eitel alles Andre nannte.

O wie verwandelt war ich! — Wie zu nichte
Gemacht ist bald ein Trieb vom andern Triebe!
Was sind wir alle doch für schüdde Wichte!

Mein Herz nur achtet' ich und meine Liebe:
In ew'gem Zwiegespräch war ich mit ihnen,
Bedacht, daß nur der süße Schmerz mir bliebe!

Vorüber gehn ließ ich mit kühlen Mienen
Am Aug', geheftet stets auf e i n e Stelle,
Was Holdes und Unholdes mir erschienen:

Zu trüben fürchtet' ich in mir das helle,
Das reine Bild, das ich ins Herz geschlossen,
Wie an der Luft sich trübt des Weiher's Welle.

Und jener Schmerz, daß man nicht g a n z genossen
Ersehntes Glück — der schon so manchem Munde
Vergällt den Kelch, drein er wie Gift geflossen —

Zur Qual, ach, macht' er mir auch jede Stunde
Der hingeschwundnen Zeit. Doch nie noch drückte
Die Scham ins Herz mir eine Stachelwunde:

Was doch nicht niedre Bier, was mich berückte.
Rein war — der Wahrheit schwör' ich es zur Steuer —
Die Flamme, die verzehrend mich beglückte.

Und stets noch lebt in mir dies heil'ge Feuer,
Lebt jenes Bild, das mein war anders nimmer,
Als Heil'genbilder sind — und das doch theuer

Mir ewig bleibt, und mir genügt für immer.

Der einsame Sperling.

Herunter von der Höh' des alten Thurmes,
 Einsamer Sperling, kommst du, singend immer
 Bis Sonnenuntergang auf allen Auen,
 Mit Klängen selbst befeelend stille Thäler.
 In Lüften glänzt, in blauen,
 Der Frühling rings und jauchzt auf den Gefilden,
 Und wundersam berührt er alles Leben.
 Und Lämmer hörst du blöken, Kinder brüllen,
 Siehst fröhlich alle Vögel um die Wette *Al. Linn*
 Im freien Himmelsäther kreisend schweben
 Und ihrer schönsten Zeit Beruf erfüllen.
 Du aber, sinnend, weilst auf öder Stätte,
 Und nicht Gefährten suchst du,
 Nicht Spiel und Scherz kann Freude dir bereiten.
 Du singst, und so entschwinden
 Des Jahrs und deines Lebens Blütezeiten!

Wie ähnlich solchem Wandel
 Ist, ach, der meine! Scherz und fröhlich Lachen,
 Des Jugendalters fröhliche Begleiter,
 Und du, der Jugend Schwester selbst, o Liebe,
 Die Seufzer weiß im Gr eis noch anzufachen,
 Was ist mir euer lärmendes Getriebe?
 Fern flücht' ich euren Spuren:
 Als Eremit, als Fremdling
 Weil' ich auf Heimatfluren,
 Und seh' des Lebens Frühling so verstreichen.
 Der Tag, der eben will dem Abend weichen,
 Als Festtag pflegt ihn unser Ort zu feiern.
 Horch, Glockenton, im reinen Blau zu hören,
 Und ferne schallt von Weiler hin zu Weiler

Geknatter lustig aus metallnen Röhren;
 In festlichen Gewändern
 Verläßt des Dites Jugend
 Die Häuser, auf den Straßen froh zu schlendern;
 Sie schaut und wird geschaut, und freut sich herzlich.
 Doch ich, zu wandeln lieb' ich
 Hinaus ins Feld, ins fern entlegne, schmerzlich =
 Bewegt, und Scherz und Freude stets verschieb' ich
 Auf andre Zeit, und während sinnend schweifen
 Die Blicke weithin, streifen
 Mich zwischen Bergen dort die letzten Strahlen,
 Die nach den schönsten Tagen
 Doch auch entwinden, gleich als wolken mahnend,
 Wie schnell die schöne Jugend weicht, sie sagen!

Einsamer Vogel du! Kommt einst der Abend
 Des Lebenstags, den dir das Schicksal gönnte,
 Dein Thun und Dasein, könnte
 Dichs je gereu'n? Nein! Ein Geschenk der Mutter
 Natur sind deine holden Lebensfreuden!
 Mir aber, ist zu meiden
 Mir nicht vergönnt die Schwelle
 Des Alters, die verhaßte,
 Spricht einst mein Aug' nicht mehr zu fremden Herzen,
 Ist leer dem Blick die Welt, und kaum so helle
 Die Zukunft als die Gegenwart: wie wird mir
 Erscheinen dann mein Leben,
 Mein zwecklos Thun, mein irdisches Geschicke?
 Erfassen wird ein Grausen mich, und trostlos
 Zurück wenden werd' ich oft die Blicke!

XII.

Das Unendliche.

Mir theuer stets war dieser öde Hügel
 Und dieß Gesirrupp, das einen großen Theil
 Vom fernen Horizonte raubt den Blicken:
 Doch ruhend hier und schauend träumt sich jenseits
 Desselben unermessne Fernen, träumt
 Sich tiefsten Frieden, heil'ge Götterstille
 Der Sinn, wo nicht Geringes schon die Seele
 Befängt mit Schrecken. Und wenn dann den Windhauch
 Ich säuseln hör' im Strauchwerk, dann vergleich' ich
 Mit jener ew'gen Stille dieß Gefäusel.
 Da, siehe, kommt das Unvergängliche
 Mir in den Sinn, vergangner Zeiten denk' ich,
 Und unsrer Zeit, der lauten. Da verschlingt
 Den Geist die Woge des Unendlichen:
 Und lieblich ist in dieser See zu scheitern.

XIII.

Feiertagsabend.

Sternhell und mild und windstill ist die Nacht,
 Und ruhig über Gärten, ruhig über
 Den Dächern steht der Mond, und zeigt das ferne
 Gebirg in reinem Glanz. — Geliebteste!
 Nun schweigt der Pfad, und durch die Fenster blinkt
 Mit kargem Flackerschein die nächt'ge Lampe:
 Du schlummerst! Sanft und leicht umfängt der Schlaf
 In stiller Kammer dich, und sorglos ruhst du,
 Nicht wissend, ach, nicht ahnend, welche Wunde
 Du mir geöffnet mitten in der Brust!
 Du schläfst; doch ich erhebe mich, den Aether

Zu grüßen, der dem Aug' so mild erscheint,
 Und die Natur, die ew'ge, allgewalt'ge,
 Die mich zum Leid erschuf. „Dir“, sprach sie, „sei
 Versagt die Hoffnung, selbst die Hoffnung; dir
 Erglänz' im Auge nur die Schmerzesthräne!“

Ein Festtag wars, und von Zerstreungen
 Ausruhst du nun, und denkst vielleicht im Traum,
 Wie Vielen heute du gefielst, wie Viele
 Dir selbst gefielen; meiner ach — wie hofft' ichs? —
 Gedenkst du nicht. Ich frag' indeß, wie lang
 Noch wahren soll dieß Dasein. Auf den Boden
 Hinwerf' ich mich und jammre laut. O Tage
 Des Unheils in so früher Jugend! — Horch!
 Unfern erschallt am Weg der einsame
 Gesang des Manns, der heimkehrt spät am Abend,
 Nachdem er sich vergnügt, zur niedren Hütte.
 Und schmerzlich schnürt sich mir das Herz zusammen,
 Denk' ich, daß Alles so vorübergeht
 Und keine Spur zurückläßt. Sieh, dahin
 Ist nun der Festtag, und dem Festtag folgt
 Der Werktag: jedes menschliche Begegniß
 Entführt die Zeit. Wo blieb der Lärm der Völker
 Des Alterthums? Wo blieb der Kriegsruf
 Der hochberühmten Ahnen, wo das Reich
 Des stolzen Roms, die Waffen, das Getümmel,
 Das brausend über Meer und Länder scholl?
 Verstummt ist Alles und es ruht die Welt,
 Und keine Rede geht von ihnen mehr.
 In meiner Jugend schon, in jener Zeit,
 Wo man ersehnt den Festtag — ach, wenn er
 Vorüber war, da lag ich traurig wach,
 Auf meinem Lager; und in später Nacht,
 Wenn draußen fern ein Lied ich so vernahm
 Verklingend allgemach, da schnürte schon,
 Wie jetzt, sich mir das tiefste Herz zusammen.

XIV.

An den Mond.

O holder Mond, heut wieder denk' ich dessen,
 Wie auch vor Jahresfrist ich diesen Hügel
 Betrat, von Leid erfüllt, dich zu betrachten:
 Und über jenem Walde hingst du damals,
 Wie nun du drüber hängst, ihn ganz erhellend.
 Doch nebelhaft und zitternd ob der Thränen,
 Die quollen auf die Wimper mir, erschien
 Dein Antlitz meinem Aug'; denn traurig war
 Mein Leben damals, und ist's noch, und ändert
 Sich nimmer, o geliebter Mond! Und doch
 Ist mir Erinnerung lieb und meines Leides
 Betrachtung! O, wie süß ist's, in der Jugend,
 Die lange Hoffnung hat und kurz Gedächtniß,
 Vergangnes still bedenken, ob auch traurig
 Der Sinn, und altes Leid noch immer währet!

XV.

Der Traum.

Der Morgen kam und durch geschlossene Scheiben
 Des Fensters goß mir ins umdunkelte
 Gemach der Tag den ersten Dämmererschein,
 Zur Stunde, wo der Schlaf am leichtesten,
 Am süßesten umschattet unsre Lider, —
 Da war's, als mir erschien, ins Antlitz blickte
 Das Bild des Weibes, das zuerst mich Liebe
 Gelehrt und dann — mich einsam ließ in Thränen.
 Nicht todt erschien sie mir, doch blickte traurig
 Ihr Angesicht, wie einer Gramgebeugten!

Auf's Haupt mir legte sie die Hand und seufzend
 Begann sie: „Lebst du noch, und in der Seele
 Bewahrst du mein Gedächtniß noch?“ „Woher“,
 Gab ich zur Antwort, „kommst du, theure Schöne?
 Wie vieles Leid ertrug ich, trage noch
 Um dich, und meinte nie, du solltest's wissen —
 Und so gebrach nur mehr mir jeder Trost!
 Doch, willst du mich ein zweites Mal verlassen?
 Ich fürchte! Sprich, was ist mit dir geschehn?
 Bist du dieselbe noch? Und was verzehrt
 Dein Inneres?“ — „Vergessenheit umschattet
 Dir die Gedanken und der Schlaf die Sinne“,
 Sprach sie; „gestorben bin ich, und du sahst mich
 Das letzte Mal vor Monden.“ Unermeßlich
 Befing mein Herz das Leid bei diesem Wort.
 Und weiter sprach sie: „In des Lebens Blüte
 Geknickt, zur Zeit, wenn, ach, am süßesten
 Das Leben — eh' das Herz ermüht, wie eitel
 Ist jeder Hoffnungsstraum! Herbeizuwünschen,
 Was uns befreit aus allem Leid — wir lernen
 Es früh genug, — und doch für zarte Jugend
 Ist Schreckniß noch der Tod, und werth der Thränen
 Ist eine Hoffnung, die das Grab verschüttet!
 Was hilft's, zu wissen, was Natur verbirgt
 Den Lebensunerfahrenen? und um Vieles
 Ist besser als zu früh gereifte Weisheit
 Unwissend = blindes Leid!“ — „Verstumme“, sprach ich,
 „O Unglücksel'ge, Theure! du zerreißest
 Das Herz mir! Todt bist du, Geliebteste?
 Und ich, ich lebe, und so wars verhängt,
 Daß Todesnoth erprobten deine Glieder,
 Die theuren, zarten, und mir ungeschädigt
 Blieb dieser schänd'ge Leib? O wie so oft,
 Wenn ich gedenke, daß du todt, daß nimmer
 Ich dich im Leben sollte wiedersehen —
 Nicht glauben kann ichs! Ach, was ist wohl das,

Was Tod genannt wird? Heut könnt' ichs erfahren,
 Und dieß wehrlose Haupt der grausamen
 Befehdung des Verhängnisses entziehn!
 Ein Jüngling bin ich noch, doch meine Jugend
 Nimmt fruchtlos mir dahin wie Greisenalter;
 Vorm Alter heb' ich, und noch ist's mir ferne.
 Doch wenig nur vom Alter unterscheidet
 Sich meine Blütezeit." — „Zum Leid geboren“,
 Sprach sie, „sind beide wir, und unserm Leben
 Zulächelte kein Glück. An unsren Qualen
 Vergnügte sich der Himmel!“ — „Wenn mir nun“,
 Erwiedert' ich, „das Augenlid die Thräne
 Verschleiert und die Blässe das Gesicht
 Ob deines Hingangs, und voll Gram ich trage
 Das Herz, sprich, fiel von Liebe, fiel von Mitleid
 Ein Funke niemals in die Seele dir,
 So lang du lebstest? Ach, verzweifelnd schleppt' ich
 Und hoffend mich die Tage hin, die Nächte;
 Und heut in dieses Zweifels Schwankungen
 Ermüdet mir der Geist. Befiel nur einmal
 Ein Schmerzgefühl dich um mein dunkles Leben,
 Verhehl' es nicht, ich flehe. Laß Erinnerung
 Mich trösten, da geraubt ist unserm Leben
 Die Zukunft.“ — Und sie sprach: „Getröste dich,
 Unglücklicher! Nie war, so lang ich lebte,
 Ich mitleidskarg für dich, noch bin ichs jetzt,
 Denn elend war auch ich. Nein, keine Klagen
 Erhebe gegen mich unsel'ges Weib!“
 „Bei unserm Schmerzensloose, bei der Liebe,
 Die mich verzehrt“, rief ich, „beim trauten Namen
 Der Jugend und bei der verlorenen Hoffnung,
 Die lebend wir gehegt, laß mich berühren,
 Geliebte, dich!“ — Da reichte sie mit sanfter,
 Doch trauriger Geberde mir die Hand.
 Doch während ich mit Küffen sie bedeckte,
 Und an das Herz, das mächtig athmende,

Sie leidvoll-zärtlich drücke, deckt mit Schweiß
 Sich Brust und Antlitz glühend mir, es stockt
 Das Wort mir in der Kehle, schwindelnd seh' ich
 Des Tages Licht vor meinem Auge tanzen:
 Und tief und innig in mein Aug' versenkend
 Das ihre, sprach sie: „Denkst du nicht, o Theurer,
 Daß ich entkleidet bin all meiner Schöne?
 Vergebens, o Unglücklicher, in Sehnsucht
 Erglühst du noch und zitterst. Fahre wohl!
 Getrennt auf ewig bleiben unsre Seelen
 Und unsre Leiber. Mir nicht lebst du, mir
 Nie wieder wirst du leben. Schon zerriß
 Den Bund der Treue, die du mir geschworen,
 Das Schicksal“ Also sprach sie. Da vor Angst
 Aufschreien wollt' ich, und, krampfhaft erbebend,
 Die Augen quellend von Verzweiflungsthänen,
 Riß ich mich los aus Schlummerbanden. Sie
 Stand mir im Aug' noch immer — sie erblickt' ich
 Im Dämmergrau'n des Morgens lange noch!

XVI.

Das einsame Leben.

Es klopft an meine Hütte sacht, mich weckend
 Aus leichtem Schlaf, des morgendlichen Regens
 Geträufel, während im verschloßnen Stalle
 Die Henne mit Gekacker schlägt die Flügel
 Und spähend an das Fenster tritt der Landmann,
 Und ihren Zitterstrahl die Sonne wirft,
 Die junge, unter flieh'nde Sternenschaaren:
 Da mich erhebend preis' ich froh die Wölkchen,
 Die leichten, und der Vögelchen Gezwitzcher,
 Den frischen Hauch, die heiteren Gesilde.

Denn nur zu lang, unsel'ge städtische Mauern,
 Sah und erkannt' ich euch, dort wo der Haß
 Des Leids Gefährte, wo ich leidvoll lebe,
 Und leidvoll sterben werde, ach, wohl bald!
 Nur du, Natur, zeigst Mitleid mir, wiewohl
 Ein karges, hier, die einst um vieles noch
 Sich milder mir gezeigt! Ach, du auch wendest
 Hinweg den Blick vom Elenden; auch du
 Schreckst vor dem Leid, dem Mißgeschick zurück,
 Und beugst dich sflavisch vor des Glückes Göttin.
 So bleibt kein Freund im Himmel und auf Erden
 Unglücklichen, kein Tröster — als das Eisen.

Zuweilen sitz ich an entlegnem Ort,
 Auf einem Abhang, an des Sees Gestad,
 Wo stille Pflanzen krönend mich umranken.
 Dort wenn der Mittag hoch am Himmel steht,
 Malt in der Flut ihr ruhig Bild die Sonne;
 Nicht Gras noch Blatt bewegt im Winde sich,
 Kein Wellchen kräuselt sich, kein Grillchen zirpt,
 Die Schwinge regt kein Vogel in den Zweigen,
 Kein Falter flattert, nah und ferne rings
 Siehst du, vernimmst du Stimme nicht noch Regung.
 In tiefster Ruh versunken ist die Flur:
 Und so die Welt vergessend und mich selbst
 Dort sitz' ich reglos, wie gelöst erscheinen
 Mir meine ruh'nden Glieder schon, Empfindung
 Bewegt sie nimmer, und mit ihrer Ruh
 Ist eins geworden jenes Ortes Stille!

O Liebe, Liebe, fern entflohen bist du
 Aus meiner Brust, die einst so heiß gewesen,
 Ja glühend! Nun hat Unglück es zusammen-
 Gepreßt mit kalter Hand, in Eis verwandelt
 Ist's in des Lebens Frühling! Oft gedenk' ich
 Der Zeit, wo in mein Herz du dich gesenkt!

Die süße Zeit wars, die nie wiederkehrt,
 Die Zeit, wenn sich dem jugendlichen Blick
 Erschließt die Bühne dieser Welt und ihm
 Zuküchelt als ein Paradies! Dem Jüngling
 Pocht in der Brust vor jungfräulicher Hoffnung
 Das Herz, und vor Verlangen, und ans Werk
 Des Lebens geht der arme Sterbliche
 Gleichwie zu Tanz und Spiel. Doch kaum bewußt,
 O Liebe, ward ich dein, als schon mein Leben
 Zertrümmerte das Schicksal, und nichts Andres
 Als Thränen mehr geziemte meinem Auge!
 Zuweilen freilich, wenn auf lichten Fluren
 Am stillen Morgen, oder wenn im Strahl
 Der Sonne Dächer, Hügel, Felder glänzen,
 Wenn da mir eines holden Kindes Antlitz
 Begegnet — oder wenn in sanfter Stille
 Der Sommernacht den irren Schritt ich hehme
 Vor ländlicher Behausung irgendwo,
 Und, still den Blick gesenkt, noch eines Mädchens
 Helltönenden Gesang vernehme, das
 Im einsamen Gemach dem Werk der Hände
 Die Nacht auch opfert: da beginnt zu pochen
 Mein armes Herz von Stein; bald aber sinkt es
 Zurück in eh'nen Schlaf, denn fremd geworden
 Ist ihm für immer jede sanfte Regung!

Geliebter Mond, in dessen stillem Scheine
 Das Wild im Haine tanzt, darob der Jäger
 Am Morgen klagt, weil ihm, verwirrt, die Fährte
 Unkenntlich ist, und vom Versteck der Thiere
 Seitab ihn lenkt der Irrthum. Sei begrüßt,
 Du milder Fürst der Nächte! Feindlich fällt
 Dein Strahl ins Waldgebüsch, auf Felsenpfade,
 In wüßterfallne Mauern, auf den Stahl
 Des bleichen Räubers, der gespannten Ohrs
 Der Räder Rollen und der Koffe Trab

Belauscht von fernher, und den Schritt des Wandrers
 Am stillen Pfad — dann plötzlich, unversehens,
 Mit Waffentlang und rauher Stimme Drohn
 Und mit dem grausen Blick das Herz versteinert
 Des Wanderers, den halbentseelt und nackt
 Er bald zurückläßt unter Felsen. Feindlich
 Triffst du mit bleichem Schimmer in den Gassen
 Der Stadt den schänden Buhler, der sich ängstlich
 Drückt an die Mauern, und im Schattendunkel
 Sich hält, und lauschend öfters stille steht,
 Zusammenschrickt vor brennenden Laternen
 Und offenen Fenstern. Feindlich bist du so
 Den Bösen, aber mild und freundlich immer
 Ist mir dein Anblick hier auf diesen Fluren,
 Wo du mir Andres nicht als heitre Hügel
 Und weite Felder zeigst. Ich pflegte schon
 In jugendlich-unschuld'ger Zeit, dein Licht
 An vielbewohnten Stätten anzuklagen,
 Wenn es dem Blick der Menschen mich verrieth,
 Und meinem Aug der Menschen Anblick zeigte.
 Nun werd' ich stets dich loben, magst in Wolken
 Du segeln, oder, reinen Glanzes wallend
 Als Herrscher auf des Aethers lichter Flur,
 Herniederschau'n auf diese Menschenwelt,
 Die thränenvolle! Mich wirst oft du noch
 Einsam durch Wald und Felder schweifend sehn,
 Zuweilen ruhend auch im Gras — zufrieden,
 Daß Herz und Odem mir noch blieb — zu seufzen!

XVII.

Consalvo.

Consalvo lag auf seinem Sterbelager
 Am letzten seiner Tage — grollend einst
 Dem Schicksal, nun nicht mehr, denn, in der Mitte
 Des fünften Lustrums, schwebt ihm überm Haupt
 Vergessenheit, die süße. Wie seit langem,
 Dalag er nun an seinem Sterbetage,
 Von seinen liebsten Freunden all verlassen.
 Denn immer bleibt zuletzt kein Freund auf Erden
 Dem Manne, der des Ird'schen überdrüssig!
 Doch ihm zur Seite war, bewegt von Mitleid,
 Zum Trost der traurigen Verlassenheit,
 Sie, die allein und immer sein Gedanke,
 Elvira, durch der Schönheit Reiz berühmt.
 Der eignen Macht bewußt, wohl wissend, daß
 Ein Blick von ihr, ein Wort, von holdem Trost
 Nur angehaucht ein wenig, ach, tausend
 Und tausend Mal getreulich wiederholt
 In eingedenker Seele, Nahrung, Stütze
 Dem Herzen war des armen Liebenden,
 Obgleich kein Wort der Liebe je von ihm
 Ihr Ohr vernommen. Stets in seiner Seele
 War stärker als der Sehnsucht tiefer Drang
 Die nie bezwungne Scheu. Zum Kind, zum Sklaven
 Hatt' ihn gemacht das Uebermaß der Liebe!

Doch endlich riß der Tod die Bande, die
 Gefesselt seine Zunge. Nah schon fühlend
 Den Augenblick, wo sich das Ird'sche löst,
 Faßt an der Hand er die Entwandelnde,
 Und, drückend diese liljenweiße Hand,
 Spricht er: „Du gehst, es zwingt die Stunde dich:

Leb' wohl, Elvira. Nimmermehr erblick' ich
 Dich wieder. — Lebe wohl! Ich sage dir
 So heißen Dank für deine treuen Sorgen,
 Als meine Lippe sagen kann. Belohne
 Dich, wer's vermag, wenn Lohn bestimmt den Edlen! —
 Das schöne Weib erblickt' und ihrer Brust
 Entrang ein Seufzer sich, denn stets bedrückt
 Das Menschenherz leidvoll der Augenblick,
 Wenn scheidend sagt ein Mensch — und wär' er fremd auch —
 Auf ewig Lebewohl! Zu widersprechen
 Ermannet sie sich verstellte der Todesahnung
 Des Sterbenden. Doch noch zuvor kam Jener
 Dem Wort und sprach: „Ersehnt, ja, viel ersehnt,
 Und viel ersehnt — du weißt's — kommt mir der Tod,
 Und nicht gefürchtet. Heiter mir erscheint
 Der letzte Tag! Wohl drückt es mich, daß ich
 Für immer dich verliere. Weh! für immer
 Zu scheiden ziemt's. Mir spaltet sich das Herz
 Bei diesem Wort. Nie mehr dein Antlitz schau' ich,
 Noch hör' ich deinen Laut! O sprich — Bevor
 Wir scheiden, o Elvira, willst du nicht
 Mir geben — einen Kuß, nur E i n e n Kuß
 Für dieß mein ganzes Leben? Wer verweigert
 Dem Sterbenden die Gnade, die er fleht?
 Und nie ja kann ich des Geschenke mich rühmen,
 Der ich schon halb entseelt, und dem noch heut,
 In wenig Augenblicken, fremde Hand
 Die Lippe schließt auf ewig.“ Also sprach er
 Mit Seufzen, drückte flehend auf die Hand
 Der Angebeteten die kalte Lippe.

Unschlüssig stand, versunken in Gedanken,
 Das schöne Weib. Gewendet war ihr Antlitz,
 Von tausend Reizen strahlend, nach dem Antlitz
 Des Unglückseligen, auf dem erglänzte
 Die letzte Thräne. Nicht vermocht' ihr Herz

Die Bitte zu verschmähn, den düstren Abschied
 Durch Weigerung zu verbittern: und es siegte
 Das Mitleid mit der wohlbekannten Glut!
 Und dieses Himmelsantlitz, dieser Mund,
 So heiß ersehnt, durch vieler Jahre Lauf
 Ein Gegenstand der Seufzer und der Träume,
 Sanft naht' es sich dem düstren Angesicht
 Dem schon erblaffenden in Todesnoth,
 Und heilger Güte voll, erhabnen Mitleids,
 Bedeckt die Lippe sie, die wie im Krampf
 Erzitternde, des Liebenden mit Küssen.

Was ward aus dir alsdann? Was waren Leben
 Und Tod und Mißgeschick vor deinen Augen,
 O scheidender Consalvo? Noch die Hand,
 Die er in seiner hielt, der Heißgeliebten,
 Legt' er aufs Herz sich, drin die letzten Schläge
 Des Todes und der Liebe still verbebtin,
 Und sprach: „Elvira, o Elvira — wohl
 Bin ich auf Erden noch; wohl lag dein Mund
 Auf meinem und ich drückte deine Hand!
 Unglaublich scheint es mir — ein Traum, ein Spiel
 Der Phantasie. O wie so viel, Elvira,
 Dank' ich dem Tod! Verborgen war vorher
 Dir meine Liebe nicht auch kurze Zeit,
 Nicht dir, nicht Andern; nicht verbirgt auf Erden
 Sich wahre Liebe je. Nein, offenbar
 Verrieth dir's Haltung, Aug', befangne Miene —
 Doch nicht die Lippe. — Jetzt und immerdar
 Wär' stumm geblieben das unendliche
 Gefühl, das ganz mein Herz beherrscht, wenn nicht
 Ermuthigt mich der Tod. Mit meinem Loose
 Zufrieden sterb' ich nun — nicht mehr beklag' ichs,
 Daß sich dem Licht erschloß mein Aug'. Ich lebte
 Vergebens nicht, nun mirs vergönnt, zu drücken
 An diesen Mund den meinen. Glücklich preis' ich

Mein Loos! Zwei holde Dinge hat die Welt:
 Die Liebe und den Tod. Den einen sendet
 Der Himmel in des Lebens Blüte mir,
 Und durch die andre fühl' ich mich beseligt.
 O hättest früher du ein einzig Mal
 Gestillt mein Liebessehnen — sieh, für immer
 Zum Paradiese hätte sich gewandelt
 Vor meinem Aug' die Erde. Selbst das Alter,
 Das vielverhaßte, gern hätt' ichs ertragen,
 Zufriednen Sinnes, denn es zu ertragen
 Genügte mir für immer die Erinnerung
 Des ein e n Augenblicks, wo ich beglückt,
 Ja über Alle war beglückt! Doch ach,
 So hohes Glück gewährt das Schicksal nicht
 Der irdischen Natur. So heiß zu lieben
 Und glücklich — Keinem ist's vergönnt. Und doch,
 In Henkershände, unter Geißelschlägen,
 Auf Rad und Holzstoß wär' ich froh gegangen
 Aus deinen Armen, froh hinabgestiegen
 Ins allgefürchtet ew'ge Todesgraun!

Heil ihm, Elvira, Heil ihm über alle
 Unsterblichen, dem du das holde Lächeln
 Der Liebe zeigst! Heil ihm nicht minder auch,
 Der für dich geben dürftest Blut und Leben!
 Vergönnt ist's Sterblichen, — kein leerer Traum ist's,
 Wie ich so lang gewähnt — vergönnt ist's, glücklich
 Zu sein auf Erden. Ich erkannt's am Tage,
 Als ich zuerst dich sah. Ich wußte, daß
 Mir tödtlich jener Tag. Und doch vermocht' ich
 Mit festem Sinne nie, trotz allen Leides,
 Dem Tag zu grollen, dem verhängnißvollen!

Nun lebe glücklich, und die Welt verschöne
 Mit deinem Angesicht, Elvira! Keiner
 Wird je dich lieben, wie Consalvo liebte!

Solch Blutgefühl erstehet kein zweites Mal!
 Ach, in so langer Zeit, wie heiß, wie heiß
 Rief dich mein Sehnen weinend stets und klagend!
 Vernahm ich deines Namens Laut, Elvira,
 Das Herz erstarrte mir und ich erblaßte;
 Bei deiner Tritte Rahn, wie zittert' ich,
 Und ach, bei deiner Engelsstimme Klang,
 Und bei dem Anblick deines Angesichts, —
 Ich, der ich doch vorm Tode nicht erzittre! —
 Doch, Kraft und Odem hab' ich länger nicht
 Für Liebesworte! Meine Zeit ist um,
 Und dieses Tags mich zu erinnern, ach,
 Ist mir versagt. So lebe wohl, Elvira,
 Mit meinem letzten Lebensfunken schwindet
 Dein liebes Bild aus meinem Herzen — endlich!
 Fahr wohl! War nicht zur Last dir meine Liebe,
 So schenke morgen, wenn der Tag sich neigt,
 Auch einen Seufzer meinem Sarge du!“

Er sprach, und schwieg, und mit der Rede Laut
 Entwich der Geist, und vor dem Abend schwand
 Ihm aus dem Blick sein erster selbger Tag!

XVIII.

An die Geliebte.

O theure Schönheit, mir das Herz entsachend
 Von fern, ob auch du mir verbirgst die Züge,
 (Wenn deines Schattens Flüge
 Nicht himmlisch wie im Traume
 Das Herz berühren, und im Feld, wo lachend
 Die Schöpfung und der Tag mir glänzt, der holde)
 Beschriftst du irdsche Räume
 In bessern Zeiten, die benannt vom Golde?
 Und nun als leichter Lufthauch
 Schwebst du durchs Volk hin? oder hat das Walten
 Des Schicksals dich der Zukunft aufbehalten?

Mir bleibt, dich als Lebendige zu schauen,
 Kein Hoffnungsstrahl. Wird' ich dich etwa finden
 Dereinst, wenn, ledig dieser irdschen Hülle,
 Auf neuer Bahn zu unbekanntem Auen
 Hinwaltet mein Geist? Schon als sich mir erschlossen
 Der Jugend Pfad, unsicher und undunkelt,
 Dacht' ich dich mir auf diesen rauhen Gründen
 Als Pilgerin. Doch kein Geschöpf auf Erden
 Gleich dir, und wem gelänge, gleich zu werden
 Dir an Geberde, Zügen, Sprache — nimmer
 Erglänzt' er doch wie du in gleichem Schimmer!

Wenn Einer in der lastenden Bedrängniß,
 Die das Geschick zum Antheil uns beschieden,
 Dich schaute, wie vor mir im Traum zu schweben
 Du pflegst, und froh dir weihte Lieb' und Treue,
 Wie selig wär' sein Leben!
 Und wohl empfind' ich, wie nach Ruhm aufs neue
 Zu jagen, wie in erster Jugend, Liebe

Mich könnte spornen. Doch es giebt der Himmel
 Nicht solchen Trost. Wär' doch dieß Sein, das trübe,
 Mit dir gleich jenem, das im Himmel oben
 Zu Göttern macht die Götter, glanzumwoben!

In Thälern, wo erklingen
 Des müden Landmanns Lieder,
 Da sitz' ich und betraure
 Des Jugendmuths allmähliches Zerrinnen,
 Und auf den Hügeln streck' ich hin die Glieder,
 Verlor'nem Sehnen, Hoffen nachzusinnen
 Der schönen Jugendtage — da erwach' ich
 Und denk' an dich und bebe.
 O, wär's nur stets vergönnt mir, festzuhalten
 Dein Bild hier — es genügte mir sein Schimmer,
 Da Wirklichkeit versagt mir ist für immer.

Wenn du von jenen ewigen Ideen
 Bist eine, die bisher die ew'ge Weisheit
 Zu kleiden sich geschaut in irdische Formen,
 Und in hinfäll'ger Hülle preiszugeben
 Dem todverfallnen Leben
 Und seinen Qualen — oder wenn dort oben
 Von jenen unzählbaren Welten eine
 Dich hält, ein Stern, der glänzt in holderm Scheine,
 Der Sonne nah, umweht von mildern Lüften, —
 Von hier, wo flüchtig sind der Freude Blüten,
 Nimm hin das Lied des Fremden, Lieberglühten!

An den Grafen Carlo Pepoli.

Den Schlaf voll ängstlich wilder Träume, den
 Wir Leben nennen, wie erträgst du ihn,
 Mein Pepoli? Mit welchen Hoffnungen
 Hinfristet sich dein Herz? In welchem Denken,
 In welchem Thun, erfreulich oder drückend,
 Hinbringst die Muße du, die ferne Ahnen
 Vererbten dir als mühevoll's Gut?
 Ist doch des Menschen Dasein Müßiggang,
 Nur Müßiggang, wenn jenes Thun und Wirken,
 Das nicht nach würd'gem Ziele trachtet, oder
 Das nie zum Ziel gelangt, zu nennen ziemt
 Ein müßiges. Das Völkchen, das betriebsam
 Die Scholle pflügend, pflanzend, Heerden hütend,
 Den Morgen steht und sieht des Abends Stunde —
 Wenn du es müßig nennst, weil all sein Leben
 Darauf nur zielt, das Leben selbst zu fristen,
 Und für sich selber keinen Werth besitzt,
 So sprichst du wahr! Dann bringt die Tag' und Nächte
 Der Fährmann müßig hin; nur Müßiggang
 Ist jedes unabläß'ge Schweißbemühen
 Der Werkstatt, Müßiggang die nächt'ge Wache
 Des Kriegers und sein tödtlich Waffenh Handwerk,
 Und müßig lebt der habsuchtg'läh'nde Kaufherr:
 Denn nicht für sich erwirbt noch auch für Andre
 Auf Erden Einer je das holde Glück,
 Nach welchem strebt die menschliche Natur,
 Mit Schweiß und Sorge, Wachen und Gefahr!
 Doch für den ungestümen Drang nach Glück,
 In welchem, seit das Licht erblickt die Welt,
 Vergeblich alle Menschenherzen seufzen,
 Hat an der Stelle der Arznei Natur
 Ins unglücksel'ge Sein uns mitgegeben

So manch Bedürfnis, dem nicht ohne Mühe
 Und Sinnen Stillung wird — daß ausgefüllt,
 Wenn auch nicht heiter, schwinde so der Tag
 Den Menschenkindern, und im wirren Drang
 Nach glücklich heitrem Dasein hingegeben
 Dem Thun, das ihr Beruf, sie minder traurig,
 Als wir, das Sein empfinden, minder drückend,
 Und minder über lange Weile klagend!
 Doch wir, die andern Händen wir vertraun
 Die Sorge für die Fristung unsres Lebens,
 Wir müssen die noch schwerer lastende
 Nothwendigkeit ertragen, die für uns
 Kein Andrer kann ertragen — wir ertragen
 Mit Ueberdruß und Unmuth sie, die schnöde
 Nothwendigkeit: das Leben hinzubringen,
 Die grausame, die unerträgliche
 Nothwendigkeit, die nicht gehäufte Schätze,
 Nicht Heerdenreichthum, oder üpp'ge Felder,
 Kein Purpurmantel und kein Königs Hof
 Erleichtern kann dem Menschen. Und wenn Einer,
 Sein schönbes Sein verwünschend, und das Licht
 Des Tages hassend, seinem späten Schicksal
 Zu vorzukommen, mörderisch die Hand
 Nicht auf sich selber richtet, sucht er thöricht
 Für jene Dual der unheilbaren Sehnsucht,
 Die da vergebens schmachtet nach dem Glück,
 Der wirkungslosen Mittel tausende,
 Die stets doch kärglichen Ersatz nur bieten,
 Für jene, die Natur allein gewährt.

Ihn hält der Kleider Schmuck, des Haares Pflege,
 Des Gangs, der Haltung Feinheit, Leidenschaft
 Für Ross' und Wagen, glänzend volle Säle,
 Geräuschvoll menschen-dichte Plätze, Gärten,
 Ihn Spiel, Gelage, Tänze, vielbeneidet,
 Beschäftigt Tag und Nacht: von seiner Lippe

Weicht nie das Lächeln, aber, ach, im Busen,
 In tiefster Brust, da, schwer und unbeweglich
 Wie eine diamantne Säule, ruht
 Die Langeweil' — unsterblich, gegen welche
 Machtlos ist Jugendmuth, machtlos
 Der süße Laut von einer Rosenlippe,
 Machtlos der zarte Blick, der zitternde,
 Aus dunklem Augenpaar, der süße Blick,
 Das göttlichste von allen ird'schen Dingen!

Und Mancher, gleich als dächt' er zu entinnen
 Dem traurigen Geschick, bringt, Himmelsstriche
 Und Länder wechselnd, hin sein Leben, schweift
 Weit über Berg' und Meeresflut, durchwandert
 Den ganzen Erdkreis; jede fernste Grenze
 Des Raums, den in unendlichen Gefilden
 Des Alls erschloß dem Menschen die Natur,
 Ermißt sein Wandersschritt. Doch ach, es sitzt
 Dicht hinter ihm am Schiffsverdeck die Sorge,
 Die dunkle, unter jedem Himmel ruft man
 Umsonst das Glück — nur düstre Trauer herrscht.

Und Manche giebt es, die zum Zeitvertreib
 Des Schlachtengotts grausames Werk erwählen,
 In Blut die Hände tauchen, zu entfliehn
 Dem Müßiggang und Manche trösten sich
 Mit fremdem Schaden, denken minder elend
 Zu sein, wenn Andere sie elend machen:
 So bringen sie die Zeit mit Schädigung
 Des Nächsten hin. Ein Andrer jagt nach Tugend
 Und Weisheit oder Künsten, Andre bringen
 Das eigne Volk bedrückend oder fremdes,
 Und ferner Länder alte Ruhe störend
 Mit Handelslust, mit Waffen und mit Listen,
 Ihr zugemessnes Theil des Lebens hin.

Dich lenket sanfter Wunsch und süßre Sorge
 In deiner Jugend Blüthezeit, im holden
 April der Jahre, Andern liebste, erstes
 Geschenk des Himmels, bitter, schwer und feindlich
 Dem, der kein Vaterland besitzt. Dich regt und stachelt
 Der Dichterworte Wissenschaft, die Deutung
 Des Schönen, das nur selten, farg und flüchtig
 Erscheint hiernieden, und auch jenes Andern,
 Das, gütiger als Himmel und Natur,
 Die unerschöpfte Phantasie hervorbringt
 Und unser eigner Wahn. O tausendmal
 Beglückt der Mann, der die hinfäll'ge Kraft
 Des holden Phantasirens nicht verliert
 Im Zeitenumschwung; welchem ew'ge Jugend
 Des Herzens mild gewährte das Geschick;
 Der in der Vollkraft Tagen und des Weltens,
 Wie er gepflegt in grüner Blüthezeit,
 In seinem Geiste die Natur verschönert,
 Der Wüste Leben giebt, und selbst dem Tode.
 Dir gebe dies der Himmel, und es habe,
 Die jezo dich mit ihrem Wort besuert,
 Dich einst auch als ergrauten Freund, die Dichtkunst.
 Von mir, ach, seh' ich all den süßen Trug
 Der Jugend weichen, schwinden aus den Augen
 Die holden Bilder, die so sehr ich liebte,
 Die immer, bis zu meiner letzten Stunde,
 Ersehnt, beweint mir sind in der Erinnerung.
 Wenn nun erkaltet ist und ganz erstarrt
 Dieß Herz dereinst, und auf besonnten Fluren
 Nicht Einsamkeit, die heiterlächelnde,
 Noch morgendlicher Vögel Frühlingsslied,
 Noch unter heitrem Himmel, über Hügeln
 Und Feldern mir der stille Mond die Seele
 Bewegt und in Natur und Kunst das Schöne
 Mir seelenlos und stumm ist, hoher Sinn
 Und zarte Regung ganz mir fremd geworden —

Dann will ich, bettelnd nur um eignen Trost,
 Mir anderes Bestreben, minder lieblich,
 Erwählen, dran des ehern=rauben Lebens
 Werthlosen Rest ich wende. Alles Bittre
 Der Wahrheit und die blinden Schicksalsloose
 Der irdischen und überird'schen Dinge
 Will ich erforschen, und wozu geschaffen,
 Von Elend immerdar und Leid belastet,
 Das menschliche Geschlecht; zu welchem Ziel
 Es dränge Schicksal und Natur, und wem
 Zur Lust ist unser Jammer oder frommit;
 Nach welcher Richtschnur, welchen Ordnungen
 Dieß All sich wälzt, das weise Männer preisen,
 Ich aber zu bewundern mich bescheide! —

In solchem Sinne will ich meine Muße
 Hinleben: denn gekannt, ob traurig auch,
 Hat Wahrheit auch ihr Süßes. Und wenn oft,
 Von Wahrheit redend, meine Worte nicht
 Willkommen, nicht verstanden sind im Volke,
 Nicht soll michs quälen! Glüht doch längst der Göttin
 Des Ruhms in meiner Brust kein Opfer mehr:
 Der Göttin, die nicht eitel bloß, nein blinder
 Noth ist als die des Glücks, und die der Liebe!

Das Wiedererwachen.

Erloschen wähnt' ich lange schon
 Mir gänzlich im Gemüthe,
 Noch in des Lebens Blüte,
 Der Jugend süßes Leid:

Das süße Leid, die Regungen,
 Die zärtlichen, der Seele —
 Was immer, obs auch quäle,
 Uns wird zur Seligkeit.

Wie klagt' ich, weint' ich — siehe, da
 Erstarb im neuen Leben
 In meiner Brust, umgeben
 Von Eis, des Schmerzes Lust!

Des Herzens lautrer Schlag erstarb,
 Es schwand, die hold mich lockte,
 Die Liebe mir, es stockte
 Der Seufzer in der Brust.

Als trostberaubt und leer und todt
 Mein ird'sches Sein beweint' ich,
 Erstarbt im Froste, meint' ich,
 Sei rings um mich die Welt.

Ded schien der Tag mir, öder noch
 Als sonst der Nächte Dunkel,
 Erloschen das Gefunkel
 Der Stern' am Himmelszelt.

Doch dieses Leides Urquell, ach!
 War noch das alte Minnen;
 In meiner Brust tiefinnen,
 Da lebte noch das Herz.

Geheim noch immer hing der Sinn
An süßgewohnten Bildern;
Mein düsteres Verwildern —
Es war noch Liebeschmerz!

Bis endlich diese letzte Spur
Des Grames in der Seele
Mir auch erlosch, der Kehle
Kein Ach sich mehr entrang.

Dalag ich, hatte jedem Trost
Für immer abgeschworen:
Es gab das Herz verloren
Sich selber, todesbang!

O, wie verschieden war ich jetzt
Von dem, der heiß erglühte,
Der jüngst noch im Gemüthe
So holden Wahn genährt!

Mir sang nicht mehr die Schwalbe, die
Mit frohem Flügelschlage
Mich sonst geweckt, dem Tage,
Dem neuen, zugekehrt.

Mir rührt' in stiller Hütte nicht
Das Herz im Herbst, dem fahlen,
Beim Kuß der letzten Strahlen
Der Abendglocke Schall.

Der Abendhimmel glänzte mir
Umsonst auf stillem Gange:
Mir sang mit süßem Klange
Umsonst die Nachtigall.

Und du, o zärtlich Augenpaar,
Ihr Blicke, lieblich irrend,
Den Liebenden verwirrend
Zuerst mit Zaubermacht;

Und jene bloße, weiße Hand,
Die meine fassend achtlos —
Das Alles, ach, war machtlos
In meines Stumpffsinns Nacht!

So freudeleer, doch finster nicht
Bin Andern ich erschienen;
In heiter stillen Mienen
Lag Trauer nicht noch Lust.

Es hätte sich mein Wunsch den Tod
Als Leidensziel erlesen,
Wär möglich noch gewesen
Ein Wunsch in meiner Brust.

Gleichwie der matte Dascinsrest
Des Alters, frostig, schnöde,
Berrann mir schal und öde
Des Lebens junger Mai:

Und so hinschlepptest du, mein Herz,
Die hehre Zeit im Stillen,
Die nach der Götter Willen
So flüchtig wallt vorbei!

Dech nun — wer weckt aufs neue mich
Aus dumpfen Schlummers Banden?
Mit welcher Macht umwanden
Mich neue Triebe nun?

So wars, ihr sanften Regungen,
Herzschläge, süßes Beben,
Von euch mir nicht gegeben
Für immer auszuruhn?

Bist du's, o Flamme, die zum Stern
Des Lebens ich erkoren?
Bist du's, den ich verloren,
Drang meiner Blütezeit?

Wohin mein Auge schweifen mag,
 Mir weht auf allen Wegen
 Ein Hauch von Schmerz entgegen,
 Doch auch von Seligkeit!

Ein neues Leben regt sich rings,
 Am Strand, im Wald. Zu sprechen
 Beginnt die Flut in Bächen,
 Und flüsternd rauscht das Meer.

Wer giebt zurück die Thränen mir,
 Nach langer Herzensöde —
 Wie glänzt die Welt, die schönöde,
 Verwandelt mir so sehr!

Hat etwa dich ein milder Blick
 Der Hoffnung, Herz, getroffen?
 Nein! Fern dir bleibt das Hoffen,
 Das Andern Wonne schafft.

Nur lockende Bethörung ist
 Und Schmerz mein Angebinde,
 So daß ich nimmer finde
 Die gramersticke Kraft!

Doch gänzlich nicht vernichtet ist
 Sie vor des Schicksals Lücken,
 Noch vor den grausen Blicken
 Der Wahrheit, die mich schreckt:

Ich weiß, wie meine Phantasie
 Fern dieser Wahrheit Spur ist:
 Ich weiß, daß taub Natur ist
 Und nichts ihr Mitleid weckt.

Ich weiß, daß nicht sie unser Wohl,
 Nein, unser Sein nur kummert —
 Bleibt dieß nur unzertrümmert,
 Was fragt sie nach dem Leid?

Ich weiß, daß unter Menschen nie
 Glenden blüht Erbarmen,
 Daß vor dem fleh'nden Armen
 Sich flüchtet Jeder weit.

Ich weiß, daß Tugend, Geisteskraft
 Jetzt unbeachtet schmachten,
 Daß jedem edlen Trachten
 Selbst nackter Ruhm gebricht.

Und eitel, himmlisch Augenpaar,
 Ist auch dein Glanz, der reine;
 Was glüht in diesem Scheine,
 Das ist die Liebe nicht!

Kein Herzensdrang erglänzt darin,
 Wie hold der Strahl mag gleißen,
 In dieser Brust, der weißen,
 Kein Liebesfunke ruht.

Und Andrer zärtlich Mohn, mit Spott
 Erwiedert sie's und Hohne;
 Verachtung giebt zum Lohne
 Sie himmlisch reiner Blut.

Und dennoch, dennoch klopft du, Brust,
 In stürmischer Bewegung:
 Ob seiner eignen Regung
 Verwundert sich das Herz.

Von dir, mein Herz, kommt dieser Hauch,
 Der letzte, kommt dieß Glühen,
 Das alte, mir verliehen
 Als süßer Trost im Schmerz!

Es fehlen mir, ich fühl's, zum Geist,
 Der edel und erhaben,
 Natur und Schicksalsgaben,
 Besitz und Schönheitszier!

Doch pochst du, Herz, vom Schicksal nicht
 Gebeugt und überlistet,
 Da n' ich der Macht, die fristet
 Den Hauch des Odems mir!

XXI.

A n S i l v i a .

O Silvia, gedenkst du
 Noch jener Tage deines Erdelebens,
 Als Schönheit dir im Auge,
 Dem heiter ringsum schweifenden, noch glänzte,
 Und fröhlich, ob auch sinnend, du die Schwelle
 Des Jugendlaufs beschrittest?

Es hallten die Gemächer
 Bis weithin in die Gassen
 Von deinem hellen Singen,
 Wenn fördernd du dein Frauenwerk, gedachtest
 Mit hoher Herzensfreude
 Der Zukunft, die du hofftest zu erringen.
 Es war der dult'ge Mai, und du, du pflegtest
 Den Tag so hinzubringen.

Die liebgewordnen Bücher da zuweilen
 Verließ ich, über denen ich erglühete,
 In jenen schönern Tagen,
 Als meines Wesens bester Theil noch blühte,
 Und vom Altan des väterlichen Schlosses
 Belauscht' ich deiner Stimme Klang so gerne,
 Sah deine Hand, die schnelle,
 Hinfliegen über mühevoll Gewebe.
 Dann schaut' ich froh die Sterne,

Die Straßen und die Gärten,
 Vom Abendstrahl beleuchtet, und von ferne
 Das Meer, die Berge. Könnten Worte sagen
 Was ich im Busen fühlte?

Welch liebliche Gedanken,
 O Silvia, welch süße Hoffnungschauer!
 Wie zeigte sich uns damals
 Das Leben, das Verhängniß!
 Gedenk' ich jenes freud'gen, stolzen Muthes,
 Fühlt sich mein Herz betroffen
 Von lastender Bedrängniß,
 Und neu befällt mich um mein Loos die Trauer.

Natur, Natur, was hältst du
 Von dem, was in der Jugend
 Du hold versprichst, so wenig? was betrügst du
 So grausam deine Kinder?
 Du, Liebliche, du wardst, bevor die Blätter
 Des Herbsts gebleicht, dahingerafft von böser
 Gewalt der Krankheit, schautest nicht erschlossen
 Des Daseins schönste Blüte!
 Nicht hat sich schmeichelnd in dein Ohr ergossen
 Das süße Lob der schwarzen Locken, oder
 Des Auges mit dem innigtrauten Blicke,
 Nicht plauderten Gespielinnen am Festtag
 Mit dir vom Liebesglücke!

Und mir auch ist verschwunden
 Die heitre Hoffnung. Meinen Lebensjahren
 Versagte Schicksalswille
 Sogar der Jugend Vollgenuß. O sage,
 Wie wardst du mir entwunden,
 Hoffnung, Gefährtin meiner bessern Tage,
 Um die die Thräne mir das Aug' undüffert?
 Das wär' die Welt, das wäre

Das Glück, die Thaten dieß, und die Erfolge,
 Von denen du so viel mir zugeflüstert?
 Das wäre der beschiedne Theil der Menschen?
 Die Wirklichkeit, die grelle,
 Hinwarf sie dich, o Hoffnung, und du wiesest
 Nur noch den Tod, den kalten, mit dem Finger
 Von fern mir, und des Grabes öde Stelle.

XXII.

G r i n n e r u n g e n .

O du des Bären schönes Sternbild — nimmer
 Glaub' ich, je wieder so dich zu betrachten,
 Hoch überm väterlichen Garten schimmernd,
 Mit dir zu reden von den Fenstern dieser
 Behausung aus, worin als Kind ich lebte
 Und meiner holden Freuden Ende sah.
 O welche Bilder weckte, welche tollen
 Gedanken einst im Sinne mir d e i n Anblick,
 Und deiner lichten Glanzgenossen Anblick!
 Wenn ich so schweigend saß auf grünem Rasen,
 Hinbracht' ich einen großen Theil des Abends,
 Den Himmelsraum betrachtend, und des Frosches
 Eintönig Lied vernehmend vom Gefild.
 Es schweiften durchs Gesträuch Johanniszwürmchen,
 Und übers Brachfeld hin, indes die duft'gen
 Baumgänge flüsterten, und die Cypressen
 Im Wald, und unterm Dach des Vaterhauses
 Erklang die Wechselrede, Klang in Ruhe
 Das Werk der Diener. Welch unendliche
 Gedanken, welche süßen Träume weckte
 Des fernen Meeres Schau, der blauen Berge,
 Die ich entdeckte, die zu übersteigen

Dereinst ich dachte, wunderbare Welten,
 Wo blühen müsse wunderbares Glück.
 Unkundig war ich meines Looses, — sonst
 Hätt' ich dieß schmerzliche, dieß nackte Leben
 Vertauscht, ach, wie so gerne mit dem Tode!

Auch sagte nicht mein Herz mir, daß Verurtheil't
 Ich wäre, hier im rauhen Heimatsflecken
 Mein grünes Alter hinzubringen, unter
 Gemeinem Volke, welchem fremd und oft
 Sogar ein Gegenstand des Spottes Wissen
 Und Bildung sind, und das mich haßt und flieht,
 Aus Neid nicht, denn es achtet mich nicht höher
 Als sich, nein, darum nur, weil es vermeint,
 Daß ich mich selbst im Herzen höher achte,
 Obgleich ich Keinem äußerlich es zeige.
 Hier bring' ich hin die Zeit, versteckt, verlassen,
 Beraubt der Liebe und beraubt des Lebens;
 Und schroff und rauh werd' ich aus Noth im Schwarme
 Der Uebelwollenden. Abthun hier muß ich
 Die Tugend und das Mitleid; zum Verächter
 Des menschlichen Geschlechtes muß ich werden
 Durch diesen Troß, der mich umgiebt. Indessen
 Berrinnt die theure Jugendzeit, mir theurer
 Als Ruhm und Lorbeerkrone, theurer als
 Das reine Licht des Tages und der Hauch
 Des Odems. Ja, so muß ich dich verlieren,
 So freudlos, unersprießlich, hier in dieser
 Unmenschlichen Behausung, unter Dualen,
 O du, des kargen Lebens einz'ge Blüte!

Horch, nieder trägt der Wind den Schlag der Stunde
 Vom Thurm des Fleckens. Trost war dieser Ton einst
 In meinen Nächten mir, — noch denk' ich dessen —
 Da ich als Kind in meiner dunklen Kammer,
 Von steter Angst gepeinigt, wachend lag,

Des Morgens Licht erseufzend. Ach! nichts seh' ich,
 Nichts hör' ich hier, was nicht ein Bild im Sinn,
 Ein holdes Angedenken, mir erneut —
 Ein süßes: — doch der Süße mischt so schmerzlich
 Der Gegenwart Gedanke sich, die Sehnsucht,
 Die eitle, nach Vergangnem, war's auch traurig,
 Das Wort, das ich mir sagen muß: Ich war! —
 Dort der Altan, den letzten Scheideblicken
 Des Tages zugewandt, hier das bemalte
 Gemäuer, mit den Heerden, mit dem Aufgang
 Der Sonn' auf stiller Flur: sie boten mir
 Ergözung tausendfach in meiner Muße,
 Zur Zeit, da flüsternd noch mir stand zur Seite
 Mein holder Wahn. In diesen alten Sälen,
 Im weißen Glanz des Schnees, wenn um die Fenster,
 Die weiten, hohen, wild die Winde pflissen,
 Da klang so fröhlich meines Zeitvertreibs
 Und meiner kind'schen Freude Lärm — zur Zeit,
 Wo noch das bittere, grausige Geheimniß
 Der Dinge sich uns hold und heiter zeigt,
 Wo, wie ein unerfahrner Liebender,
 Der Knabe freudig noch, in süßer Täuschung,
 Sein unverkümmert Leben liebt, bestaunt,
 Wie eine Schönheit aus des Himmels Höhn.

 O all ihr Hoffnungen, du holder Trug
 Des ersten Alters! Immer lehrt die Rede
 Zu euch zurück mir, und im Gang der Zeit,
 Im Wandel der Gedanken und Gefühle,
 Bleibt ihr mir unvergeßlich. Ruhm und Größe
 Sind nur Phantome; Lust, Besitz sind Ziele
 Vergeblichen Bestrebens; ohne Frucht
 Bleibt unser Dasein stets, ein nutzlos Elend.
 Und ob auch inhaltsleer der Jahre Lauf
 Mir ist, und öd und trüb mein sterblich Dasein,
 Es raubt, ich seh's, Fortuna wenig mir!

Doch ach! so oft an euch zurück ich denke,
 O meine alten Hoffnungen, an euch,
 O meine ersten, liebsten Phantasie'n,
 Und ich dann blicke auf mein leiderfülltes,
 Mein dunkles Leben, und bedenke, daß mir
 Von all den Hoffnungen der Tod nur blieb:
 Dann schnürt sich mir das Herz zusammen, dann
 Empfind' ich, daß ke in Trost für mich erblüht.
 Doch wenn der oft gerufne Tod zur Seite
 Dereinst mir steht, und meines Unglücks Ende
 Gefommen ist, wenn diese Erde mir
 Ein fremdes Thal ist, und aus meinem Blick
 Die Zukunft schwindet — euer noch gewiß
 Wird' ich gedenken, und auspressen wird
 Mir einen Seufzer jenes Bild, mir bitter
 Noch machen den Gedanken, daß vergebens
 Ich lebte, mir die Lieblichkeit des Tags,
 Der diesem Leben mich entführt, noch trüben.

Im ersten, jugendlichen Wirbel schon
 Der Freuden, der Bedrängnisse, des Sehns,
 Rief ich den Tod wie oft, und lange Stunden
 Saß ich am Brunnen dort gedankenvoll,
 Als wollt' in seine Wasser ich versenken
 Die Hoffnung und den Schmerz. Doch später, als
 Ein Schicksalsschlag dem Tode nah mich brachte,
 Da weint' ich meiner holden Jugend nach,
 Der Blüte meiner armen Tage, die
 So zeitig fallen sollt': auf meinem Lager,
 Dem Zeugen meines Grams, saß ich oft
 Bei mattem Lampenschein, in später Stunde,
 Auf schmerzliche Gesänge sinnend, klagend
 Der stillen Nacht des Lebens Flucht, und matt
 Hinfachmachend sang ein Grablied ich mir selbst.

O wer kann ohne Seufzen euer denken,
 Ihr sel'gen Tage, reizvoll, unbeschreiblich,

Beginn der ersten Jugend, wenn zuerst
 Zulächeln dem verzückten Erdensohne
 Die Jungfrau, wenn ihm ringsher um die Wette
 Zulächelt Alles, wenn des Neides Zunge
 Noch stumm ist, oder nur erst leise flüstert,
 Und die Natur — o hochehrstaunlich Wunder! —
 Die Rechte noch ihm hülfreich scheint zu reichen,
 Sein Irren noch entschuldigt, seinen Eintritt
 Ins Leben feiert, huldigend sich zeigt,
 Als wollte sie als Herrscher ihn empfangen.
 O diese Tage, mit des Blitzes Schnelle
 Sind sie dahin! Und welcher Sterbliche
 Muß nicht sein bitteres Trauerloos erkennen,
 Wenn diese selbe Zeit ihm schwand, wenn ihm
 Erlosch das Licht der Jugend, ach, der Jugend!

Und hör' ich nicht von dir auch, o Nerina,
 Hier jede Stelle flüstern? Bist du etwa
 Gewichen aus dem Sinn mir? Wohin schwandst du,
 Daß hier von dir ich nichts mehr finde, Kind,
 Als die Erinnerung? Nimmer schaut dich mehr
 Dieß Heimatland. Und jenes Fenster dort,
 Aus dem zu mir du sprachst, und draus mir jetzt
 So traurig glänzt der Sterne Widerschein,
 Verlassen ist. Wo bist du, daß nicht mehr
 Ich deine Stimme höre wie vor Zeiten,
 Als mir bei jedem Laute deiner Lippen,
 Vernahm ich auch ihn aus der Ferne nur,
 Das Antlitz sich entfärbt? Das ist vorüber!
 Und deine Tage sind gewesen, Braute!
 Du bist dahin. Und Andern ist's beschieden,
 Zu wandeln jetzt auf dieser Erdenflur,
 Zu weilen hier auf diesen duft'gen Hügeln.
 Doch schnell entschwandest du. Dein Leben war
 Ein Traum nur; fröhlich tanztest du dahin,
 Auf deiner Stirne leuchtete die Freude,

Und in den Augen jene Zuversicht,
 Die an des Herzens Träume glaubt, das Licht
 Der Jugend — da verlöschte dieses Licht
 Das Schicksal, und du sankst dahin. Nerina!
 Mein Herz befängt die alte Liebe wieder.
 Misch' ich in Feste mich, in heitre Kreise
 Zuweilen, sprech' ich sinnend zu mir selbst:
 Nie wieder schmückt sich, niemals wieder kommt
 Zu festlichen Versammlungen Nerina.
 Und kehrt der junge Mai zurück, und bringen
 Die Liebenden den Mädchen blühnde Zweige
 Und Lieder dar, so denk' ich: Für Nerina
 Kehrt nie der Lenz zurück und nie die Liebe.
 An jedem heitren Tag, bei jedem blühnden
 Gefild, das ich erblicke, jeder Freude,
 Die ich empfinde, ruf' ich: Nimmer freut
 Nerina sich daran; sie schaut die Fluren,
 Die Himmelsluft nie wieder. Ja, du schwandest
 Dahin, du ew'ger Seufzer meiner Seele,
 Du schwandest hin — doch ewig mischen wird
 In all mein Sinnen, all mein zart Empfinden,
 In jede frohe, traurige Bewegung
 Des Herzens sich dein schmerzlich Angedenken!

XXIII.

Nachtgesang eines Hirten in Asien.

Was willst du, Mond am Himmel? sprich, was willst du,
 Verschwiegener Mond? Am Abend
 Erhebst du dich und wanderst,
 Betrachtend öde Fluren, und dann gehst du
 Zur Ruh! Bist du's nicht müde,
 Zu wandern immerfort die alten Pfade?
 Und immer noch gereicht dir's zum Vergnügen,
 Die Thäler hier zu schauen?
 Dein Leben gleicht dem Leben
 Des Hirten auf den Auen.
 Im ersten Frührothschimmer
 Treibt er die Heerde übers Feld, betrachtet
 Die Thiere, Kräuter, Quellen,
 Und müde dann zur Ruh geht er am Abend:
 Und Andres hofft er nimmer.
 Sag an, o Mond, was frommet
 Dem Hirten wohl sein Leben
 Und dir das deinige? Wohin doch streben
 Mag dieß mein kurzes Irren,
 Wohin dein Lauf, der ew'ge, nimmermüde?

Ein schwacher Greis, die Blüten
 Nur halb bedeckt von ärmlichem Gewande,
 Mit drückend-schwerem Bündel auf dem Rücken,
 Kommt über Berg' und Thäler,
 Durch hohen Sand, Gestrüpp und Steingerölle:
 Im Sturm, im Ungewitter und im Brande
 Des Mittags und im Froste
 Keucht er dahin, mühselig,
 Setzt über Bäch' und Sümpfe,

Fällt und erhebt sich wieder, eilt nur mehr noch,
 Gilt ohne Raft und Ruhe,
 Zerfleischt und blutend, bis er endlich anlangt
 Dort, wo der Weg sich wendet
 Und mit dem Weg die schwere Mühsal endet.
 Da nimmt ihn auf ein Abgrund —
 Vergessenheit — erschreckend, unergründlich!
 So, trauter Mond, geartet
 Ist unser ird'sches Leben! —

Geboren wird zu Leiden und zu Mühen
 Der Mensch und Todgefah' ist schon die Stunde,
 Die ihn gebiert. Es blühen
 Als Erstes Schmerz und Thränen ihm, und trösten
 Muß Mutter und Erzeuger
 Darüber ihn, daß er geboren. Später,
 Wenn er heranblüht, wachen
 Sie ängstlich, ihn zu stützen, und sie streben
 Mit Werken und mit Worten
 Ihm immer Muth zu machen,
 Und ihm das Unglück, da zu sein, zu lindern.
 Und dieß ist aller Liebesdienste größter,
 Die Eltern je erzeigen ihren Kindern.
 Doch, ach, was frommt es, uns dem Licht zu geben,
 Uns lebend zu erhalten,
 Wenn wir des Trosts bedürfen für das Leben?
 Und ist das Leben Unglück,
 Wie kommts, daß wirs erdulden?
 So, trauter Mond, geartet
 Ist unser sterblich Dasein.
 Doch du bist ja nicht sterblich,
 Und wenig künmert wohl dich meine Rede!

Und doch, du Pilger in des Himmels Rede,
 Gedankenvoller, Erw'ger, du begreifst es
 Vielleicht, dieß ird'sche Leben,

Weißt unsern Gram zu deuten, unsern Leiden,
 Verstehst den Tod, dieß äußerste Erbleichen
 Des Menschenangesichtes,
 Dieß Schwinden von der Erde, dieses Scheiden
 Aus jedem trauten, liebenden Vereine.
 Ja, dir vielleicht ist deutlich
 Auch das Warum der Dinge, dir der Nutzen
 Des Morgens und des Abends,
 Des ew'gen Zeitenganges;
 Du kennst, du kennst vielleicht des süßen Dranges
 Geheimniß, das den Frühling bringt zum Lächeln,
 Weißt, wem der Winter fromme, wem das Lächeln
 Der Sommerluft, ja tausend Dinge weißt du,
 Entdeckst du, Mond, erblickst du,
 Die stets verborgen sind dem schlichten Hirten.

Oft, wenn ich so dich sehe,
 Wie still du schwebst hoch über öden Planen,
 Die fern begrenzt sind von dem Himmel — oder
 Wenn sacht du deine Bahnen
 Hinwallend mir und meiner trauten Heerde
 Zu folgen scheinst, und ich dazu den Schimmer
 Der Stern' am Himmel all betrachte, sinnend
 Sprech' ich sodann: Was soll all dieß Geslimmer?
 Was sollen sie, die schrankenlosen Weiten,
 Dieß endlos tiefe Blau, die Einsamkeiten,
 Die unermessnen? und ich selbst, was bin ich?
 So mit mir selber sprech' ich, und von dieser
 Unendlichen Behausung,
 Der prächt'gen, mit unzähligen Bewohnern,
 Vom Streben und Bewegen
 Der himmlischen so wie der ird'schen Dinge,
 Die immerdar, von wo sie ausgegangen,
 Zurückgewandt, sich drehn in ew'gem Ringe —
 Nicht einzusehn vermag ich
 Den Nutzen und Gewinn davon — du aber,

Jüngling, unsterblicher, du weißt wohl Alles!
 Ich fühle, weiß nur Eines,
 Daß dieß mein ew'ges Irren
 Und mein gebrechlich Dasein
 Mag unbekannten Mächten Freuden geben,
 Mir selbst jedoch zur Qual nur ist das Leben.

O meine Heerde, die du ruhst, ich preise
 Dich glücklich, daß erspart dir bleibt, zu kennen
 Dein Glend. Ach, wie muß ich dich beneiden!
 Nicht nur, weil frei du scheinst
 Beinah von allen Leiden,
 Mühsal, Verlust, die schlimmste
 Beängstigung im Augenblick vergessend —
 Mehr noch, weil nie der Ueberdruß dich quälet!
 Wenn du im Gras, im Schatten dir erwählet
 Den Schlummerort, da fühlst du dich zufrieden,
 Und viele Zeit des Jahres
 Hinlebst du so, wirst niemals überdrüssig
 Des Seins, das dir beschieden!
 Und ich auch ruhe hier im Gras, im Schatten,
 Doch Ueberdruß befällt mir
 Die Seele, wie mit Stacheln spornt michs immer,
 Daß ich, ob ruhend auch auf weichsten Matten,
 Nicht finde Ruh' und Frieden.
 Und doch quält mich kein Sehnen,
 Und Grund nicht hab' ich zu gerechten Thränen.
 Was du, wie viel genießest,
 Zu sagen weiß ichs nicht; doch glücklich bist du.
 Doch ich genieße wenig:
 Und dieß ist's nicht allein, was ich beklage.
 Verständest du zu sprechen, würd' ich fragen:
 Sag mir, warum in Ruhe,
 In müßigem Behagen
 Das Thier sich freut, mich aber
 Befällt der Ueberdruß, sobald ich ruhe?

Wär' ich beschwingt, zu fliegen
 Hoch oben mit den Wolken,
 Die Sterne zählend einen um den andern
 Mit Donnerwolken über Höhen zu wandern —
 O trauter Mond, wär' ich sodann beglückter?
 Wär' ich zufriedner dann, o traute Heerde?
 Vielleicht hat, preisend fremdes Loos, die Lippe
 Der Wahrheit Spur verloren.
 Vielleicht, vielleicht ist immer,
 In jeglicher Gestalt, jedem Zustand,
 Ob in der Wiege nun, ob an der Krippe,
 Ein Unglückstag der Tag, der uns geboren.

 XXIV.

Ruhe nach dem Gewitter.

Vorüber ging das Wetter;
 Die Vöglein hör' ich schmettern ihre Lieder,
 Zurückkehrt in die Straße, wiederholend
 Ihr Gackerlied, die Henne. Weiter wieder
 Anbrichts dort westlich in den Bergen: helle
 Ruhn wieder nun im Lichte
 Die Fluren und des Stromes Pfad im Thale.
 Es regt mit einem Male
 Sich fröhlich Alles wieder,
 Zurück zu seinem Tagwerk geht ein Jeder.
 Der Handwerksmann, er seht, um einzuathmen
 Des Aethers feuchte Frische,
 Sich an des Hauses Thür, sein Werk in Händen.
 Das Weiblein eilt, damit des Regengusses
 Gewässer sie in den Behälter fasse,
 Und der Gemüsehändler
 Erneut mit heller Stimme

Den Ausruf, den gewohnt, in der Gasse.
 Die Sonne kehrt zurück, sieh, und lächelnd
 Bestrahlt sie Höhen und Dächer. Die Bewohner
 Der Häuser öffnen Fenster und Terrassen,
 Und ferneher vernimmst du von den Straßen
 Getöse der Schellen; die Karossen rollen,
 Die Reisenden, sie eilen, aufzunehmen
 Die unterbrochne Fahrt.

Ja, alle Herzen
 Erfreun sich. Wann verränne
 So lieblich, so willkommen
 Das Leben uns, wann thäte
 Sein Tagewerk der Mensch so eifrig, kehrte
 So gern zum alten Thun zurück, begänne
 So gern ein neues? Wann gedächt' er minder
 Der Uebel? Freuden, ach, sind stets nur Kinder
 Des Schmerzes. O der eitlen Lust, entsprossen
 Der Angst, durch die so eben
 Vom Tod gebebt, wenn früher
 Zum Abscheu war das Leben,
 Durch die so lang die Menschen
 Bläß, schweigend, frostdurchschauert,
 Bedeckt von Schweiß, zitterten im Dunkel,
 Da furchtbar uns bedräute
 Gebraus und Regenguß und Blitzgesunkel!

Wie bist du mildgeartet,
 Natur! Sind dieß die Gaben,
 Die Freuden, die du heufst? Dem Schmerz entrinnen,
 Ist uns schon Lust. Die Leiden
 Streust du mit voller Hand; es nah'n die Schmerzen
 Uns ungesucht, und jenes Körnchen Freude,
 Das noch wie durch ein Wunder uns bisweilen
 Hervorwächst aus dem Leide,
 Schon giltz als herrlicher Gewinn. Wie theuer

Sind wir den Ewigen — beglückt hinlänglich,
 Wenn uns vergönnt ist, einmal aufzuathmen
 Vom Schmerz, und hochbegnadet,
 Wenn uns von aller Qual der Tod entladet.

XXV.

Sonnabend im Dorfe.

Das Mägdlein lenkt bei Sonnenuntergange
 Heimwärts vom Feld die Schritte
 Mit seinem Bündel Gras; es trägt in Händen
 Von Rosen und Viole
 Ein Sträußchen, nach der Sitte,
 Damit am Festtag morgen
 Zu schmücken ihren Busen, ihre Locken.
 Dort auf der Stiege sitzend mit dem Rocken
 Im Kreis der Nachbarinnen, sieh, der Helle
 Des Abendrothes zugewandt, die Greisin:
 Und sie erzählt von ihren schönern Zeiten,
 Als sie zum Festtag sich zu schmücken pflegte,
 Und als noch flink und schnelle
 Im Reigentanz die Glieder sie bewegte
 Mit den Gespielen ihrer schönsten Tage!
 Trüb wird die Luft, die reine,
 Des Himmels Heitre dunkelblau, es kehren
 Die Schatten von den Hügeln, von den Dächern
 Herab zurück im weißen Neumondscheine!
 Horch, Glockenlaute klingen,
 Des Festes Nah'n verkündend;
 O wie so frisch erquickend
 Zum Ohr die Töne dringen!
 Sieh, wie dort auf dem Marktplatz,
 Dem Kleinen, engumschränkten, sich in Schwärmen
 Die Kinder tummeln, springen,

Vergnügend sich mit Lärmen.
 Indessen kehrt zum Mahle beim, dem kargen,
 Der Mann mit seinem Karste,
 Und pfeifend denkt er seines Ruhetages!

Und dann, wenn jedes Lichtlein in der Runde
 Verlöscht, in stiller Stunde,
 Hörst du den Hammer klopfen, hörst die Säge
 Des Schreiners, der beim Scheine
 Der Lampe wachend in geschlofner Zelle
 Sich spudet, zu vollenden
 Sein Werk noch eh der Tag beginnt zu grauen.
 Voll Hoffnung und voll Freuden
 Ist dieser Tag, von allen sieben Tagen
 Der lieblichste. Erneutes Mißbehagen
 Bringt morgen schon die Stunde; jeder wendet
 Sich schon zurück zur Mühsal in Gedanken!

O Knabe, fröhlich spielend!
 Ein solcher Tag voll frohen Lustbestrebens
 Ist dieß dein Blütenalter auch in Wahrheit,
 Bestimmt in heitrer Klarheit
 Vorauszugehn dem Feste deines Lebens!
 Freu dich, mein Kind! ein Dasein, hochbeglückend,
 Ist deines, eine Zeit voll froher Wonne.
 Nichts Andres sag' ich. Deines Festes Sonne,
 Ob spät, ob früh sie naht, sei nie dir drückend!

Der herrschende Gedanke.

Il pensiero
domante

O du, voll süßer Labe,
Beherrschend meiner Seele Tiefen, Gabe
Des Himmels — o Begleiter
Durchs Leben mir in Treue,
Gedanke, den ich stets in mir erneue —
Wer spricht von deines Wesens
Geheimniß nicht, wen hätt' es nicht durchdrungen
Mit Zaubermacht? doch immer,
So oft der Menschen Zungen
Ausprechen, was die Herzen heiß empfinden,
Klingt neu dem Ohre das, was sie verkünden.

Wie einsam ist geworden
Mein Herz seit jenen Tagen,
Als du darin den Wohnsitz aufgeschlagen!
Und blitschnell sah ich schwinden das Geleite
Der anderen Gedanken
Rings um mich her. Vergleichbar einem Thurme,
Der ragt auf öder Weite,
Stehst du gigantisch, einsam, ohne Wanken!

Ha, außer dir allein, was ist geworden
Das ganze ird'sche Leben
Und all sein eitles Thun vor meinem Blicke?
Wie ward mir unerträglich
Die Muße, der Verkehr, der sonst gewohnte,
Und jedes schale, leere Lustbestreben,
Vor jener Lust, unsäglich,
Der Himmelslust, die du nur mir gegeben!

Gleichwie von Felsenzinnen
Des Apennin, des rauhen,

Nach einer grünen Flur, die fernher lächelt,
 Des Wandrers Blicke voller Sehnsucht schauen,
 So wend' ich mich vom lauen,
 Vom äden Weltverkehr beglückt aufs neue
 Wie in ein Blumenthal zu dir zurücke,
 Und labe mein Gemüth an deinem Glücke.

Unglaublich will michs dünken,
 Wie ich die Qual, den Unverstand des Lebens,
 Schon seit so langen Tagen
 Konnt' ohne dich ertragen;
 Und nicht zu fassen weiß ichs,
 Wie je die Sehnsucht kann ein Herz erreichen
 Nach irgend Etwas, das nicht deines Gleichen!

Niemals, bevor Erfahrung
 Mich lehrte, was in Wahrheit sei dies Leben,
 War ich der Todesfurcht ein Ueberwinder!
 Und heut bedünkt ein Spiel mich,
 Was blöde Menschenkinder
 Nur zitternd nennen, selber wenn sie's preisen:
 Die letzte Noth. Und weisen
 Gefahren sich mir dräuend — ohne Grauen,
 Mit Lächeln kann ich in ihr Antlitz schauen!

Unedle Seelen, feige,
 Verworfen, stets verachtet
 Wir waren sie. Nun aber wird zum Sporne
 Mir Alles, was unwürdig,
 Und jeglich Beispiel schnöder
 Erbärmlichkeit regt mir das Herz zum Zorne!
 Ha, über dieses Alter,
 Das, eitel, leeren Wahnes Freund und leeren
 Geschwätzes, nicht das Edle hält in Ehren,
 Und weist sein ganzes Streben
 Dem Nütlichen, nicht merkend,

Daß nutzlos wird dabei das ganze Leben —
 Bin ich erhaben. Nimmer
 Gilt Menschenurtheil mir; aufs Haupt des Pöbels,
 Das alles Edlen spottet mit Gelächter,
 Set' ich den Fuß, dein würdiger Verächter.

Welch andrer Drang, Gedanke,
 Muß nicht vor dir verschwinden?
 Ja, ist im Menschenherzen
 In Wahrheit außer dir ein Drang zu finden?
 Stolz, Habsucht, Haß, Begierden
 Nach Macht und Ruhmeszierden,
 Sind Andres sie als Launen,
 Verglichen ihm? Ein einz'ger Drang nur waltet
 In uns: ihm wards verliehen
 Von ewigen Gewalten,
 Im Menschenherzen unbeschränkt zu schalten.

Nicht Werth besitzt, nicht Grund das Menschenleben,
 Wenn nicht durch ihn. Nur er vermag zu mindern
 Des Schicksals Schuld, des harten,
 Das fruchtlos hier auf Erden
 So viel zu dulden giebt uns Menschenkindern,
 Und nur durch ihn zuweilen
 Kann edlen Seelen auch, nicht bloß gemeinen,
 Das Leben süßer als der Tod erscheinen!

Um deine Wonnen, lieblicher Gedanke,
 Wohl lohnt sich, lange Zeiten
 Des Daseins Bitterkeiten
 Zu tragen, und noch einmal nach dem Tode
 Kehrt' ich zurück ins Leben,
 Wo alles Leides Fülle mich durchschauert,
 Um neu den Lauf nach solchem Ziel zu wagen:
 Denn nie in bösen Tagen
 Auf rauher Wanderung durch sand'ge Wüsten,

Von Vipern rings umlauert,
 Geschah's, daß nicht im Anblick solchen Gutes,
 Mein Sinn auflebte neu, voll frohen Muthes.

Ha, welche Welt, welch neue
 Unendlichkeit, welch Paradies ist jenes,
 Wohin so oft dein wunderbarer Zauber
 Vermag mich zu erheben!
 Wo unter anderm Licht als dem gewohnten
 Hinwandelnd ich vergesse
 Was wirklich ist und all mein irdsches Leben.

So, glaub' ich, sind die Träume
 Der Himmlischen. Ach, endlich bist ein Traumbild
 Du, lieblicher Gedanke, der, was währet
 Auf Erden, hold verkläret,
 Ja, nur ein Traum und offner Wahn, — doch wahrlich,
 Ein holder Wahn, und göttlich
 Bist du, der du dich stellst entgegen immer
 Der Wirklichkeit, so stark und so beharrlich,
 Oft auch ihr gleich erscheinst,
 Und, eh der Tod sich naht, entschwindest nimmer!

Und du gewiß, o mein Gedanke, du nur
 Giebst Leben meinem Leben;
 Ein süßer Quell von unermessnen Leiden,
 Wirst du vergehn erst in der Todesstunde
 Mit mir: ich fühl' es tief im Herzensgrunde,
 Daß du zum Herrn für immer mir gegeben.
 Manch andre holde Täuschung,
 Schaut' ich mit scharfen Blicken,
 Zerrann mir allgemach. Doch ach, je öfter
 Ich mag das Aug' erheben
 Zu ihr, von der mit dir ich sprechend lebe,
 Wächst jenes Blutentzücken,
 Wächst jene Raserei, die mich erfüllt!

O Schönheit, engelgleiche,
 Wenn meinem Aug' ein Schönstes sich enthüllet,
 Nachahmung deiner Schöne
 Bedünkt es mich — du bist allein des Schönen
 Urquell, der ewig reine,
 Und echter Liebreiz ist doch nur der deine!

Seit ich zuerst dich schaute,
 Warst du nicht erstes, letztes Ziel für jede
 Von meinen ersten Sorgen? Welche Stunde
 Des Tags verrinnt, wo ich nicht dein gedanke?
 Wann hat in meinen Träumen
 Gefehlt dein Bild? Schön wie ein Traum, o Antlitz,
 Voll engelgleicher Milde,
 Ob ich durch Erdgefilde,
 Ob durch das Weltall selbst den Flug mag lenken,
 Könn' ich in andres Sehnen mich versenken,
 In andres Hoffen je, als dich zu schauen?
 In andre Süßigkeit, als dein zu denken?

XXVII.

Liebe und Tod.

Das Licht erblickten einst zur selben Stunde,
 Als Brüder, Tod und Liebe.
 So Holdes blüht im irdischen Getriebe
 Nicht mehr wie diese, noch auf andern Sternen.
 Denn von der Einen stammen
 Die lieblichsten der Freuden,
 Erquickend auf des Lebens Meer die Herzen,
 Der Andre tilgt die Schmerzen,
 Die Uebel allzusammen.
 Als Kind, von Reiz umstrahlet,
 Und anzusehn erfreulich,
 Nicht so wie sich das feige Volk ihn malet,
 Begleitet er zuweilen
 Den kleinen, zarten Liebesgott getreulich.
 Da sieht man sie gesellt die Welt durchheilen,
 Zum Trost für weiser Herzen einsam Schmachten.
 Und weiser wird niemals ein Herz erscheinen,
 Als das des Liebenden, noch muthbeseelter,
 Das Leben zu verachten;
 Und nie so gern ertragen wir Gefahren
 Für andern Herrn, als für die Herrin Liebe.
 Die deine Hilf' erbaten,
 O Liebe, sehn erwacht zu höhern Triebe
 Den Muth, und Klug in Thaten,
 Nicht in Gedanken bloß, wie sonst sie pflegen,
 Sind dann die Menschenkinder allerwegen.

Erwachen, die da schliefen,
 Die Regungen der Liebe,
 Aufz neue wieder in des Herzens Tiese,
 Da meldet seltsam sich zugleich mit ihnen

Ein lebensmildes Sehnen nach dem Tode:
 Nicht weiß ich, wie? Doch Allen so erschienen
 Ist dieß als echten Liebens erste Wirkung.
 Vielleicht erschreckt das Auge
 Sodann die Dede dieser Weltumzirkung;
 Vielleicht ist schal die Erde dann den Blicken
 Des Menschen, ohne jenes
 Unendliche und Neue,
 Das einzig ihn vermöchte zu beglücken!
 Und großen Lebenssturm um seinetwillen
 Sieht er voraus, und trachtet
 Nach Ruh', strebt in den Hafen sich, den stillen,
 Zu flüchten vor dem wüthenden Verlangen,
 Das ihn gewittergleich erfüllt mit Bangen.

Und dann, wenn überwunden
 Ihn ganz die Nacht, die hehre,
 Und in der Brust ihm tobt zu allen Stunden
 Das Leid — o wie viel Male
 Ruft dann sein Herz, das schwere,
 Herbei den Tod, zum Trost für seinen Kummer!
 Wie oft des Abends und wie oft im Strahle
 Des Morgens, stets noch unerquickt vom Schlummer,
 Rennt er beglückt sich, wenn's vergönnt ihm wäre,
 Nie wieder zu erheben
 Vom Lager sich, nie mehr das Licht zu schauen!
 Und oftmals bei dem Klang der Todtenglocke,
 Beim Liede, das geleitet
 Den Menschen hin zu des Vergessens Auen,
 Da hört man ihn mit Seufzern
 Den Glücklichen beneiden,
 Den so er sieht von dieser Erde scheiden.
 Sogar das Volk, das roh und unbelehret,
 Der Landmann, unerfahren
 Der Tugenden, die Bildung nur bescheeret,
 Das Mägdelein auch, dem sonst der Muth zu schwinden

Beginnt beim bloßen Namen
 Des Todes, mit emporgesträubten Haaren:
 Es wagt, aufs Grab und auf des Todes Binden
 Den Blick zu richten, fest und standhaft — Eisen
 Und Gift erwägt es ruhig
 Gefast nun lange Stunden,
 Und klar wird ihm die Schöne
 Des edlen Todes im Geiste, dem unweisen.
 So sehr erzieht zum Tod die Menschensöhne
 Der Liebe Zucht. Und oft, wenn schier unsäglich
 Herangewachsen ist die Qual im Herzen,
 Daß ird'scher Kraft sie nimmer dünkt erträglich,
 Dann weicht dem Stoß der Schmerzen
 Der schwache Leib, und obsiegt solcherweise
 Die brüderliche Macht des Todes — oder
 So stark ist im Gemüth der Sporn, der leise,
 Des tiefen Liebesdranges, daß gewaltsam,
 Mit ihren eignen Händen
 Der rohe Landmann und das schwache Mägdlein
 Ihr ird'sches Loos vollenden unaufhaltsam.
 Die Welt bespöttelt solches Loos — sei Frieden
 Und hohes Alter ihr doch stets beschieden!

Den heißen, den beglückten,
 Den muthbeseelten Geistern
 Gewähr' das Schicksal einen von euch beiden
 Willkommenen Herrn und Meistern
 Und Freunden dieser Menschheit,
 Die nichts im All an Macht je kann erreichen,
 Als das Verhängniß. Du, den vom Beginne
 Des Lebens an ich rufe stets und ehre,
 Mit wandellosem Sinne,
 Du holder Tod, der einzig
 Mitleidig auf dieß Dasein blickt, das schwere,
 Wenn je du dich gepriesen
 Von mir empfandst, wenn, Göttlicher, dich jemals

Ich zu entschäd'gen strebte
 Für Undank, den dir schönes Volk erwiesen,
 O säume nicht mehr, komm mit raschen Schritten,
 Und schließe diesem Lichte,
 Nun endlich weichend längst entwöhnten Bitten,
 Mein düstres Aug', o Herrscher dieses Lebens!
 Wann immer ich nicht flehe mehr vergebens
 Und du zu mir herniedersenkst die Schwingen,
 Gewappnet, hoch die Stirne,
 Wirst du mich finden, muthvoll stets beegend
 Dem Schicksal, nie die Hand, die sich in meinem
 Unschuld'gen Blute färbt und mich getroffen
 Mit Geißelschlägen, rühmend oder segnend,
 Wie Sklavensinn der Menschen pflegt seit lange;
 Abschüttelnd jedes Hoffen,
 Womit die Welt, die bange,
 Sich kindisch tröstet, jede
 Beschwichtigung, vom Schicksal nichts erwartend
 Als dich, und heiter stets entgegengehend
 Dem Tag, wo nach erfülltem Lebensloose
 Mein Haupt zur Ruh sich legt in deinem Schooße.

XXVIII.

Auf sich selbst.

*de portu à sic
stevv.*

Nun wirst du ruhn für immer,
 Du müdes Herz. Hin ist der Wahn, der letzte,
 Den ewig ich geglaubt. Er ist zerronnen.
 Es schwand für holden Trug mir
 Der Wunsch sogar, nicht bloß die Hoffnung. Ruhe
 Nun aus für immer! Lange
 Genug hast du gepocht. Nichts lebt, das würdig
 Wär' deiner Regungen, und keinen Seufzer
 Verdient die Erde. Bittre Langeweile
 Ist unser Sein, und Noth die Welt — nichts Andres.
 Beruh'ge dich. Laß diese
 Verzweiflung sein die letzte. Kein Geschenk hat
 Für uns das Schicksal als den Tod. Verachte
 Dich, die Natur, die dunkle
 Gewalt, die schnöd uns quält, im Dunkel herrschend,
 Die grenzenlose Nichtigkeit des Ganzen.

XXIX.

Aspasia.

Zurück vor meine Seele kehrt zuweilen
 Dein Angesicht, Aspasia. Bald flüchtig
 Strahlt mir's entgegen, wo die Menschen weilen,
 In fremden Zügen, bald auf stillen Feldern,
 Am heitern Tag wie bei der Sterne Schweigen,
 Wie aufgeweckt von sanften Harmonie'n,
 Ersteht mir in der Seele so lebendig,
 Daß ich erschrecke, dieses Zauberbild.
 Wie angebetet war sie mir, ihr Götter!
 Mein Glück, mein Fluch zugleich! Und nie empfind' ich,
 Wie Düste lieblich wehn von Wiesenblumen
 Und Blüten an den Wegen um die Stadt,
 Daß nicht noch einmal so du mir erscheinst,
 Wie an dem Tage, wo im holdgeschmückten
 Gemach, durchhaucht von Frühlingsblumenpracht,
 In lieblich Braun gekleidet, sich dein Bild,
 Das engelschöne, mir gezeigt, gelehnt
 Auf schimmernd lichte Bliese, hold vom Hauch
 Geheimer Lust umströmt; und wie als kluge
 Erzieherin auf die gekrümmten Lippen
 Der Kinder du dann Küsse drücktest, warm
 Und schallend; wie den Hals, den blendendweißen,
 Du lieblich strecktest, und die Ahnungslosen
 Mit deiner Hand, der reizvoll zarten, drücktest
 An den verborgnen, stillersehnten Busen.
 Ein neuer Himmel, eine neue Erde,
 Erschien mir da, ein Götterstrahl von oben:
 Und mir ins Herz, das doch nicht wehlos war,
 Mit ganzer Kraft einsenktest du den Pfeil,
 Den ich wehllagend trug dann in der Brust,
 Bis sich zum zweiten Mal zurückgewandt
 Zu jenem Tag des Jahrs der Sonnenlauf.

Ja, wie ein Strahl des Himmels, hohes Weib,
 Erschien mir deine Schönheit. Gleiches wirken
 Die Schönheit und die Klänge der Musik,
 Daß ungeahnter Paradiese hohes
 Geheimniß sie erschließen. Kosend hegt
 Der Mensch, der vielgequälte, dann das Kind
 Der eignen Seele, jenen liebenden
 Gedanken, der den Himmel in sich schließt,
 An Miene, Haltung, Rede gleichend ganz
 Dem Weibe, das entzückt und lustverwirrt
 Der Liebende zu kosen meint, zu lieben.
 Doch ist's nicht diese, jener ist's, den er,
 Selbst in der Leiber Glutarmung, liebt.
 Und sieht er dann den Irthum, sieht den Tausch
 Der Gegenstände seiner Liebe, zürnt er,
 Und klagt das Weib oft an mit Unrecht. Selten
 Erhebt das Weib zum hohen Bild sich, das
 Von ihr sich macht der edle Liebende,
 Und was ihm einflößt ihre eigne Schönheit,
 Das weiß sie nicht, begreift sie nicht. Es faßt
 Des Weibes enge Stirn nicht den Gedanken;
 Und thöricht hofft beim Leuchten ihrer Blicke
 Der holdgetäuschte Mann, und fordert tiefes
 Empfinden, fremdes, mehr als männliches,
 Von ihr, die doch in Allem von Natur
 Steht unter ihm. Wenn zarter ihre Glieder
 Und weicher sind, gab ihr den Geist auch minder
 Umfassend die Natur und minder stark.

Nie konntest du bis jetzt das, was du selbst
 Mir eingeflößt für eine Zeit, dir denken,
 Aspasia! Nicht weißt du, welche Liebe,
 Maßlos, welch tiefes Leid, und welche Unruh,
 Unsäglich groß, und welchen Wahnsinn du
 In mir erregt, und nimmer kommt die Zeit,
 Wo du's erfährst. So weiß auch nicht der Meister

Der Töne, was er wirkt, mit seines Fingers,
 Mit seiner Stimme Kunst im Hörer. Todt
 Ist nun, die ich so heiß geliebt, — todt jene
 Aspasia. Dahingesunken ist sie
 Für immer, die mein ganzes Leben war!
 Nur manchmal, wie ein theures Schattenbild,
 Nahst du gemach und schwindest wieder. Ach,
 Du selbst, Aspasia, du lebst, noch schön,
 So schön noch, daß sich Keine dir vergleicht:
 Doch jene Glut, die du entfacht, erlosch!
 Denn dich nicht liebt' ich ja, nur jene Göttin,
 Die einst gelebt in meiner Brust und nun
 Bestattet ist darin. Anbetung weiht' ich
 Ihr lange Zeit, und so bestrickte mich
 Ihr Reiz, daß, kannt' ich auch von Anbeginn
 Dein Wesen, deine Künste, deinen Trug,
 Ich ihre Augen in den deinen sah,
 Und sehrend folgte dir, so lang sie lebte,
 Nicht unbewußt getäuscht, nein, von dem Reiz
 So holder Aehnlichkeit gespornt, zu tragen
 Das Joch von langer harter Sklaverei!

Nun rühme dich, wenn du's vermagst. Erzähle,
 Daß du des Frau'ngeschlechtes Einz'ge bist,
 Der ich gebeugt das stolze Haupt, und der
 Ich weihte dieses unbezwungne Herz.
 Erzähle, daß die Erste du, die Letzte,
 Sahst flehentlich gesenkt mein Augenlid,
 Mich vor dir sahest, schüchtern, zitternd (Ha!
 Von Zorn und Scham erglüh' ich, dent' ich dran!)
 Nicht mächtig meiner selbst, nur jede Regung
 Und jedes Wort und jeden Wunsch demüthig
 An dir erspähend, und vor deinem stolzen
 Verschmähn erblassend, und dann wieder strahlend,
 Wenn du mir freundlich; Farb' und Miene wechselnd
 Bei jedem deiner Blicke. Doch gebrochen

Ist nun der Zauber, und gebrochen ist
 Mit ihm das Joch, zu Boden hingeschleudert.
 Und dessen freut mein Herz sich. Sind sie auch
 Zum Ueberdruß mir, nach so langem Dienst,
 So langem Wahn, willkommen heiß' ich wieder
 Vernunft und Freiheit. Mag das Menschenleben,
 Von Leidenschaft und holdem Wahne frei,
 Nur eine Winternacht sein ohne Sterne —
 Zum Trost, zur Rache meines ird'schen Looses
 Genügt es mir, daß ich, ins weiche Gras
 Mich streckend hier und unbeweglich ruhend,
 Betrachte Himmel, Erd' und Meer und lächle!

XXX.

Auf das Basrelief eines antiken Grabdenkmals,
 welches eine Jungfrau vorstellt, die in der Gestalt einer
 Scheidenden von den Ihrigen Abschied nimmt.

Wo gehst du hin? wer ruft dich
 Hinweg von deinen Lieben,
 Du reizendholdes Mädchen?
 So früh willst einsam wandernd du verlassen
 Das Vaterhaus? wirst nie zurück die Schritte
 Du lenken, neue Freude zu bescheeren
 Den Lieben, die sich jetzt in Gram verzehren?

Mit trockenem Aug' und muthiger Geberde,
 Dastehst du sinnend still. Ob zum Vergnügen
 Der Weg dir, ob zum Leid, ob hold die Stätte,
 Wohin du wallest, ob schaurig,
 Erräth sich schwer aus diesen ernsten Zügen.

Ach, weiß ich selbst doch nimmer,
 Und Keiner lebt vielleicht, der ganz im Geiste
 Begriffen, ob verhaßt, ob lieb dem Himmel,
 Ob elend, ob gesegnet
 Zu nennen der, dem solches Loos begegnet.

Der Tod ist's, der dich ruft. Im Lebensmorgen
 Naht schon der letzte deiner Augenblicke.
 Woher du kommst, nie kehrtst du mehr. Verborgen
 Bleibst fortan du dem Auge deiner trauten
 Erzeuger. Und der Wohnsitz,
 Wohin du gehst, er ist im nachtungrauten
 Abgrund der Gruft, — da weilst du nun für immer.
 Glücklich bist du vielleicht — wir sollten's meinen —
 Wie kommt's, daß doch, wer dein gedenkt, muß weinen?

Niemals das Licht zu schauen,
 War besser wohl. Doch nun einmal geboren,
 Zur Zeit, wo Schönheitszauber in den Gliedern
 Erblüht und im Gesichte,
 Vor welchem schon von ferne
 Die Welt sich gern will huldigend erniedern,
 In jeder Hoffnung holdem Frühlingslichte,
 Bevor der heitern Stirne noch entgegen
 Die Wirklichkeit die grellen Blitze schleudert,
 Zerrinnen müssen, wie am Horizonte
 Goldwölkchen, hellbesonnte,
 Spurlos, wie nie gewesen, —
 Eintauschen düstres Schweigen
 Des Grabes für die Zukunft —
 Kann solches Schicksal auch als Glück sich zeigen
 Der Einsicht — mit dem Bangen
 Des Mitleids wird es doch das Herz befangen.

O Mutter du, gefürchtet, Thränen weckend,
 Vom Augenblicke der Geburt des Menschen,

Natur, unrühmlich = seltsame, gebärend
 Und nährend, um — zu tödten,
 Wenn Unglück ist frühzeitiges Vergehen
 Dem armen Sterblichen, was müssen täglich
 Verhängt wirs über edle Häupter sehen?
 Und ist's ein Glück, o sage,
 Warum so trostlos kläglich
 Ist dem, der hingehet, dem auch, der zurückbleibt,
 So über alles Leiden
 Im Leben, solches Scheiden?

Elend wohin du blickst,
 Elend im Anbeginn, elend im Ausgang,
 Ist dieß Geschlecht, das schwache!
 Du fügtest, daß betrogen
 Vom Leben sei das Hoffen
 Der Jugend selber, daß voll Leids die Wogen
 Der Jahre fließen, und kein Ausweg offen
 Aus aller Drangsal, als der Tod — beschieden
 Als ewige Bestimmung,
 Als unausweichlich Lebensziel hiernieden.
 Warum nicht nach so vielen
 Und mühevollen Wegen
 Doch mindestens ein heitres Ziel uns weisen,
 Vielmehr ihn, den vor Augen stets im Leben
 Wir haben, der im Grame
 Noch bleibt als einz'ger Tröster uns zu preisen,
 In schwarze Schleier hüllen,
 Mit düstrem Graun umgeben,
 Und schrecklicher das Schweigen
 Des Hafens als das wilde Meer uns zeigen?

Wenn Unglück schon dieß Sterben,
 Das du bestimmst uns Allen,
 Die schuldlos du, unwissend, dem Verderben
 Des Lebens läßt verfallen,

So ist gewiß wer stirbt noch zu beneiden,
 Für Jenen, welcher scheiden
 Sieht seine Lieben. Und wenn auch das Leben,
 Wie ich doch muß erachten,
 Nur Unglück ist, und Gnade
 Der Tod, wer könnte dennoch jemals trachten,
 Was er doch wahrlich sollte,
 Zu sehn die letzte Stunde seiner Theuern,
 Da er, gleichwie verstümmelt,
 Verkürzt am eignen Leibe, muß erblicken
 Entführet über seines Hauses Schwelle
 Was er geliebt, mit dem er lange Jahre
 Verlebt, Fahrwohl ihm sagen ohne Hoffnung,
 Daß einmal noch entgegen
 Auf dieses Lebens Wegen
 Sein Bild ihm trete lebend — dann verlassen
 Zu jeder Stund, an allen trauten Orten
 Rings um sich schaun, gedenken des Entschwundnen.
 Wie mag es doch, Natur, dein Herz ertragen,
 Zu reißen aus den Armen
 Des Freunds den Freund, des Bruders
 Den Bruder, des Erzeugers
 Das Kind, des liebevoll Verbundnen
 Den Liebenden? Und nach des Einen Tode
 Den Andern zu erhalten ohn' Erbarmen?
 Ist nicht das Schwerste, liebend überleben
 Einander? Doch was klagen wir? Um Andres,
 Um Größres hat sich die Natur zu kümmern,
 Als darum, ob wir jauchzen oder wimmern.

XXXI.

Auf das Bild eines schönen Weibes,
das auf dem Grabmale desselben ausgemeißelt war.

So warst du: jetzt hier unten
Bist Staub und Asche du! — Und überm Staube
Ragt stumm und unbeweglich, in den Wandel
Der Zeiten blickend, dem es nicht zum Raube,
Des Angedenkens Hüter und des Grames,
Der einst'gen Schöne Bild. Der Blick, der milde,
Der zittern machte Jeden,
Auf den er unverwandt, wie hier im Bilde,
Sich richtete, und dieser Mund, von welchem
Gleichwie von voller Urne überwogte
Die Freude; jener Hals, von Sehnsuchtthauchen
Umschwebt, und jene Hand, die liebeswarne,
Die kalt von süßem Schauer
Oft werden fühlte jene, die sie drückte:
Und ach, der Busen, welcher
Bleich machte manch Gesicht vor Sehnsuchtstraucr —
Sie waren! Jetzt sind sie Staub geworden
Und Todtenbein: es birgt die Marmorklause
Dem Aug die Schau, die widerwärt'ge, grause.

So wandelt die Erscheinung,
Die uns am herrlichsten als Himmelsabbild
Gestrahlt, das Schicksal. Ewiges Geheimniß
Des Daseins! Heute sehn als Quell wir prunken
Erhabenster Gedanken und Gefühle
Die Schönheit: wonnetrunken
Begrüßen wir den Strahl vom ew'gen Leben,
Hiehergeschleudert auf den ird'schen Schauplatz,
Ein Zeichen und ein Hoffnungspfund zu geben
Dem ird'sch-niedern Dasein,
Von Loosen, übermenschlich,

Von selgen Reichen und von goldnen Welten:
 Und morgen schon genügt ein leichter Anstoß,
 Daß uns verstümmelt, widrig
 Erscheint, was noch vor kurzem
 Uns war ein Bild aus himmlischem Gefilde,
 Und aus den Seelen schwindet
 Das Ideal, das hehre,
 Zugleich, in uns geweckt von jenem Bilde.

Ach, unermesslich Sehnen
 Und hohe Traumgesichte
 Erzeugen in der Seele
 Durch angeborne Macht die Harmonien,
 Daß durch ein Meer von Wonne
 Dahin die Geister ziehen,
 Wie kühne Schwimmer gleiten,
 Sich wiegend auf der blauen Flut ergößlich:
 Doch trifft uns di s h a r m o n i s c h
 Ein Klang das Ohr, da schwindet
 Ins Nichts zurück uns jenes Eden plötzlich.

Wie kommt es doch, wie kommt es,
 Daß, wenn nur schwach und niedrig,
 Nur Schatten, Staub, die menschliche Natur ist,
 So hoch, so hehr sie fühlt? Und wie, wie kommt es,
 Wenn höhern Adels Spur ist
 In ihr, daß all ihr bestes Denken, Fühlen
 Zu wecken und zu tilgen mag gelingen
 So niedrig = ird'schen Dingen?

Paliuodie an den Marchese Gino Capponi.

Ich irrte, trauter Gino; lange Zeit
 Und gar gewaltig irrte ich. Glend, eitel,
 Nannst' ich dieß Leben; thöricht, schön vor Allen
 Die Gegenwart. Doch unerträglich dünkte
 Was ich gesprochen diesem vielbeglückten
 Geschlecht der Sterblichen, wenn sterblich man
 Sie nennen kann und darf. Verwundert halb,
 Und halb erzürnt vom duft'gen Eden her,
 Darin es wohnt, belächelte das hohe
 Geschlecht mich, sagte mir, ich sei verkümmert,
 Unglücklich, Lebensfreude zu genießen
 Unfähig oder unerfahren, hielte
 Mein Loos für allgemein und alle Welt
 Für meines eignen Leids Genossen. Siehe,
 Da ging zuletzt auch mir durch Wolken duft'ger
 Cigarren, und beim Krachen leckerer
 Pastetchen, und beim Ruf aus Kriegerkehlen
 Nach Tränken und Sorbet, und beim Geklapper
 Der Tassen und geschwungnen Löffel, strahlend
 Das Licht, das täglich sich erneuernde,
 Der Tagesblätter auf. Und nun erkannt ich
 Die allgemeine Lust, die Süßigkeiten
 Des sterblichen Geschicks. Ich sah den Werth,
 Die Herrlichkeit von allen ird'schen Dingen,
 Sah blumenüberstreut die Lebensbahnen
 Der Menschen, sah wie Alles holdanmuthend
 Hiernieden ist und dauernd. Auch erkannt' ich
 Das staunenswerthe Streben und die Werke,
 Die Tugenden, die Einsicht und das Wissen,
 Das hohe, des Jahrhunderts. Von Marocco

Bis Catal, vom Nordpol bis zum Nil,
 Von Boston bis nach Goa, sah ich laufen
 Wie um die Wette keuchend auf den Spuren
 Des Glücks die Länder und die Ländchen, sah,
 Wie sie's am Flatterhaar schon fasten, oder
 Doch an des Mantels Zipfel. Solches schauend,
 Und tiefnachdenklich über jene Blätter
 Gebeugt, begann ich meines alten, schweren
 Irrthums und meiner selber mich zu schämen.

Ein goldnes Alter spinnen endlich, Gino,
 Der Parzen Spindeln uns. Die Tagespresse,
 In Zungen und in Zeilen buntgemischt,
 Verspricht es uns aus allen Landen her
 Einstimmig und in Eintracht. Bruderliebe
 Der Völker, Eisenbahnen, des Verkehrs
 Erleichtrung, Dampfkraft, Cholera — sie werden
 Ein Band auch um die fernsten Länder schlingen:
 Und Niemand wird es wundern, wenn die Fichte,
 Die Eiche trieft von Milch und Honig, oder
 Wenn etwa gar beim Klange der Musik
 Zu tanzen sie beginnt. So sehr ja wuchs
 Die Zauberkraft der Kolben und Retorten
 Und der Maschinen, die mit Himmelsmächten
 Wettfeiern; und noch immer weiter, weiter
 Wird sie gedeihn: vom Guten strebt zum Bessern
 Endlos in raschem Fluge fort und fort,
 Was stammt vom Blute Sems und Chams und Japhets.

Doch freilich, Eicheln werden wir nicht essen,
 Wenn uns nicht Hunger zwingt, und nicht ablegen
 Das harte Eisen. Und so manches Mal
 Verzichten werden wir auf Gold und Silber,
 Mit Wechselscheinen uns zufrieden gebend.
 Nicht immer schonen werden wir der Brüder,
 Wir Edelmüthigen; noch jezuweilen

Wird Blut und Mord Europas Strand besudeln,
 Und auch jenseits des Meers den andern Strand
 Im Westen, der als frische Amme gilt
 Der reinen menschlichen Gestaltung — wenn
 Zum Kampfe treibt uns brüderliche Schaaren
 Ein Streit um Zimmt, um Pfeffer, oder and'res
 Gewürz, um süßes Rohr auch, oder sonst
 Um einen ähnlichen, verhängnißvollen
 Beweggrund, der Bezug hat auf das Gold.
 Tugend und wahrer Werth, Bescheidenheit
 Und Liebe zur Gerechtigkeit, sie werden
 In jedem Staate fremd und ferne bleiben
 Dem öffentlichen Leben, werden immer
 Unglücklich sein, bedrängt und unterdrückt,
 Denn ihnen ist's beschieden, alle Zeit
 Zu stehn im Hintergrunde. Trug und Keckheit,
 Mit Mittelmäßigkeit im Bunde, werden herrschen
 Und oben schwimmen immer. Herrschaft, Macht,
 Vereinigt oder einzeln, wird mißbrauchen
 Wer eben sie besitzt und unter jedem
 Belieb'gen Namen. Diese Säkung gruben
 Natur und Schicksal in demantne Tafeln,
 Und Volta nicht noch Davy wird mit Blitzen
 Sie tilgen, nicht Britannien mit seinen
 Maschinen allen, noch mit einem Ganges
 Politischer Schriftwerke dieß Jahrhundert.
 Etets wird betrübt der Edle sein, und heiter
 Der Schuft und der Gemeine: stets entgegen
 Den hohen Seelen wird die Welt bewaffnet
 Sich stellen, stets wird wahrer Ehre folgen
 Verleumdung, Haß und Neid. Des Starcken Beute
 Wird stets der Schwache sein, des Reichen Sklave
 Wird stets der Rükhterne, der Bettler sein,
 Und bleiben wird ers unter jeder Form
 Des Staates und in jeglicher Entfernung
 Vom Pol und vom Aequator, immerdar,

So lang uns Menschensöhnen dieser Wohnplatz
Noch wird gelassen, und dieß Tageslicht! —

Einprägen muß sich diese Ueberreste
Und diese Zeichen der vergangnen Alter
Die goldne Zeit, die jezo will beginnen:
Denn tausendfält'gen Widerstreit in sich
Trägt von Natur die menschliche Gesellschaft,
Und diese Widersprüche zu versöhnen
Vermochte nie die Einsicht, noch die Kraft
Der Menschen, seit dem Tage, wo entstanden
Dieß rühmliche Geschlecht, noch wird es je,
Wie klug es sei und einflußreich, vermögen
Ein Tagblatt oder Bündniß. Doch in Dingen,
Die wicht'ger noch, wird unerhörte, volle
Glückseligkeit erblihn den Menschen. Weicher
Von Tag zu Tag wird unsre Kleidung werden,
Von Wollstoff oder Seide. Abthun werden
Ihr grob Gewebe Handwerksmann und Landmann,
Baumwolle wird umschließen ihre Glieder,
Die rauhen, und den Rücken Biberfelle.
Von beßrer Arbeit werden, zierlicher
Zu schauen ohne Zweifel sein Tapeten,
Vorhänge, Stühle, Kanapés und Tische,
Fußschemmel, Betten, sonst'ger Hausrath, schmückend
Mit stets erneutem Prunke die Gemächer:
Auch manche neue Form von Kesseln, Töpfen,
Wird zu bewundern sein am Küchenfeuer.
So reisend von Paris bis nach Calais,
Von da nach London und nach Liverpool,
Wird sein der Weg, vielmehr der Flug, daß kaum
Es jezo denkt die Phantasie, und unter
Der Themse weitem Bett wird eine Bahn
Sich öffnen, ein so kühn, unsterblich Werk,
Daß längst es sollte schon vollendet werden!
Beleuchtet besser werden sein, wenn auch

Nicht eben sicherer, zu nächst'ger Zeit
 Die Gassen alle, selbst die kleineren
 In größern Städten, und zuweilen auch
 Die größeren in kleinern Städten. — Sieh!
 So schöne Dinge, so beglücktes Loos
 Bestimmt ist Jenen, die da kommen werden!

O glücklich, die, indefß ich solches schreibe,
 Als kleine Schreier erst in ihren Armen
 Empfängt die Amme! denen es vergönnt ist,
 Zu schaun dereinst die vielersehnten Tage,
 Wo es durch lange Forschung ist ermittelt,
 Und mit der Muttermilch es einsaugt Jeder,
 Wie viele Pfunde Salz, und wie viel Fleisch,
 Und wie viel Malter Mehl in jedem Monat
 Verzehrt das Vaterstädtlein, und wie viele
 Geburten und wie viele Todesfälle
 Verzeichnet Jahr um Jahr der alte Pfarrer;
 Und wo, millionenfach in der Sekunde
 Gedruckt, die Eben und die Hügel alle,
 Und auch vielleicht des Meers endlose Strecken,
 Gleich einem lust'gen Kranichzug, der plötzlich
 Das Licht des Tages raubt den weiten Fluren,
 Die Zeitungen bedecken, Seel' und Leben
 Der Welt, und einz'ger Quell des Wissens
 Für dieses Alter und für jedes künft'ge! —

Gleichwie ein Kind voll nimmermüden Eifers,
 Mit Blättchen und mit Spänchen, in Gestalt
 Von Tempel oder Palast oder Thurm
 Erhöht ein Bauwerk, und sobald's vollendet,
 Nicht lange säumt, es wieder umzustürzen,
 Weil eben diese Blättchen ihm und Spänchen
 Sind unentbehrlich für ein neues Werk:
 So sieht Natur auch kaum ihr Werk vollendet,
 Ob kunstvoll auch und staunenswerth dem Anblick,

Als sie's schon wieder zu vernichten sinnt,
 Verwendend anders die gelöst'n Theile.
 Vergebens strebt zu wahren sich und Andre
 Vor so grausamem Spiel, des Ursach ewig
 Verborgen bleibt, der Mensch, in tausend Arten
 Bewährend seine Kräfte, seine Künste,
 Mit kluger Hand: denn jeder Mühe trohend,
 Vollzieht Natur, die harte, wie ein Kind
 Voll unlenksamen Sinnes, ihre Launen,
 Und Schaffen und Zerstören ohne Raft
 Ist stets ihr Zeitvertreib. Und so geschieht's,
 Daß ein unendlicher, ein bunter Troß
 Von Peinen und von Uebeln, unheilbar,
 Bedrückt den schwachen Menschen, der geboren
 Zum Untergang unrettbar ist: so kommt's,
 Daß Kräfte der Zerstörung feindlich ihn
 Bedrohn von außen und von innen, rastlos,
 Seit jenem Tag, der ihn gebär, und ihn
 Drangvoll ermüden, selber nie ermüdet,
 Bis dann erdrückt von eigner Mutter Händen,
 Der grausamen, und athemlos er daliegt.
 Und diese Noth des Lebens, edler Geist,
 Die äußerste, das Alter und der Tod,
 Die schon beginnen, wenn des Kindes Lippe
 Noch saugt an Brüsten, draus ihm Leben träufelt,
 Wird, denk' ich, auch das neunzehnte Jahrhundert
 Nicht glücklicher bekämpfen, als das unsre.
 Doch, ist's erlaubt, manchmal beim rechten Namen
 Das Wirkliche zu nennen, wird nicht anders
 Als unglücklich heißen jederzeit,
 Und nicht allein im bürgerlichen Leben,
 Auch sonst in jeglichem Bezug des Lebens,
 Unheilbar von Natur und durch Gesetze,
 Die Erd' und Himmel allgiltig umfassen,
 Ein jedes Menschenkind. Doch neuen Rath,
 Und wahrhaft göttlichen, ersannen jetzt

Die hohen Geister unsrer Zeit. Da sie
 Nicht einen Einzelnen vermögen glücklich
 Zu machen, suchen sie die allgemeine
 Glückseligkeit der Völker: diese finden
 Sie leichtlich, wähnend, aus den Einzelnen,
 Die niederträchtig oft und elend immer,
 Ein glückliches und heitres Volk zu machen!
 Und solches Wunder, das uns kein Pamphlet
 Erklärt, und keine Monatschrift, kein Tagblatt,
 Bestaunt und preißt die Menschheit unverstanden.

O Geist, o Einsicht, Scharfsinn, übermenschlich,
 Der Zeit, in der wir leben! Welches sichere
 Philosophiren, welche Weisheit lehrt
 In den geheimsten, höchsten, feinsten Dingen
 Den kommenden Jahrhunderten das unsre!
 Mit welcher ärmlichen Beständigkeit
 Wirft heut der Mensch vor das, was gestern er
 Verspottet, sich auf's Knie, um morgen wieder
 Es zu zertrümmern, dann aufs neu die Trümmer
 Zu sammeln, es auf den Altar zurück
 Zu setzen, es mit Weihrauch zu bequalmen!
 Wie hoch zu schätzen ist, die uns Vertrauen
 Einfließt auf dieß Jahrhundert, ja dieß Jahr,
 Des Denkens Eintracht! Und mit welcher Sorgfalt
 Geziemt's, wenn wir dem Denken dieses Jahres,
 Dem das des nächsten schon unähnlich ist,
 Das unsere vergleichen, nicht zu sehn,
 Daß nicht um einen Punkt sie sind verschieden!
 Und wie so weit voraus hat unser Alter,
 Wenn man die neue Zeit vergleicht der alten,
 In philosoph'ischem Fluge sich erschwungen!

Der Deinen einer, Gino, ein gewandter
 Beräthmacher, und in allen Wissenschaften,
 In allen Künsten, allen Fertigkeiten

Und aller Weisheit, welche war und sein wird,
 Erfahrner Meister, und Verbesserer,
 Sprach so zu mir: „Laß ab zu singen immer
 Dein eigenes Empfinden: darum kümmert
 Sich dieses männliche Jahrhundert nicht.
 Es wendet ernsten, ökonom'schen Studien
 Sich zu, und faßt mit hochgespannten Brauen
 Ins Auge die polit'schen Dinge. Sprich,
 Was nützt es dir, in eigener Brust zu wühlen?
 Such' nicht den Stoff des Liedes in dir selbst!
 Verkünde dieser Zeit Bedürfnisse
 Und reise Hoffnung!“ — O denkwürd'ge Worte!
 Ich aber freilich konnte nicht umhin,
 Hellaufzulachen, als das Wörtchen *Hoffnung*
 Ins Ohr mir, ins profane, klang, gleich wie
 Ein Harlekinswort, oder wie ein Laut
 Von kind'scher Zunge, kaum der Milch entwöhnt.
 Nun keh'r' ich um: einschlag' ich eine Richtung,
 Entgegen jener frühern, da mir's klar
 Geworden durch Exempel, zweifellos,
 Daß man dem eigenen Jahrhundert nicht
 Darf widersprechen, nicht zuwider handeln,
 Ersehnt man Ruf und Lob von ihm; nein, treulich
 Ihm schmeicheln und sich fügen muß: nur so
 Gelangt auf kurzem und bequemem Pfad
 Man zu den Sternen. Ich nun, der ich auch
 Verlange zu den Sternen, denke zwar
 Zu meines Liedes Stoff nicht des Jahrhunderts's
 Bedürfnisse zu machen, denn für diese
 Sorgt schon, und stündlich reichlicher, der Laden
 Des Kaufmanns und die Werkstatt; doch die *Hoffnung*,
 Die Hoffnung, ja, die will ich singen — sie,
 Die schon ein sichtbar Götterpfand verbirgt:
 Als beßrer Zeit Beginn zeigt Wang' und Lippe
 Des Jünglings unverkürzten Haars Gedeihn!

O sei gepriesen, Zeichen du des Heils!
 Du erstes Licht der schönen Zeit, die naht!
 O sieh, wie deines Anblicks Erd und Himmel
 Sich schon erfreut, wie schon der Blick der Mädchen
 Erglänzt, wie bei Belag' und Festen härt'ger
 Heroen Ruhm von Mund zu Munde geht!
 O wachse, wachse für das Vaterland,
 Du junges, wahrhaft männliches Geschlecht!
 Im Schatten dieses Haars gedeiht Italien
 Und ganz Europa von des Tajo Quellen
 Zum Hellespont, und sicher ruht die Welt.
 Nur lächelnd grüße fortan den Erzeuger,
 Den rauhbehaarten, neugebornes Kind,
 Bestimmt für goldne Zeiten, und erschrick nicht
 Vorm harmlos-schwarzen Vater-Angesicht!
 Ja lächle, zartes Kindlein! Aufbehalten
 Ist dir so vieler Worte Frucht: zu sehn
 Der Freude Reich, in Stadt und Land gegründet,
 Beglückt die Jugend und beglückt das Alter,
 Und — Härte, wallende, zwei Spannen lang!

Euch und des Aethers Weiten übergießen;
 Doch dieses ird'sche Dasein, wenn die Jugend
 Einmal, die holde, schwand, nie wieder funkelt
 Uns neues Licht und neue Morgenröthe.
 Verödet bleibt das Leben;
 Als Ziel der Nacht, die immerdar undunkelt
 Die andern Lebensalter,
 Hat nur das Grab der Himmel uns gegeben.

XXXIV.

Der Ginster oder die Blume der Wüste.

Hier auf dem dürren Rücken
 Des schreckenvollen Berges
 Vesuvius, des Zerstörers,
 Den sonst nicht Baum noch Blume keiter schmücken,
 Verbreitest einsam du ringsum dein Strauchwerk,
 O Ginster, lieblich duftend,
 Der Wüste Freund! So sah ich auch als Zierde
 Dein liebliches Gerank auf jenen Fluren,
 Den öden, rings umgebend
 Die ew'ge Stadt, die, ach, zur Zeit der Ahen
 War Königin der Erde, wo dein Anblick
 Uns Weltreich, das verlorn,
 Den Wanderer schweigend sinnvoll will gemahnen.
 Nun find ich dich auf diesem Boden wieder:
 Magst du so gern dich traurig-öden Stätten
 Gefellen und versunknen Herrlichkeiten?
 Auf diesen Flächen hier, den öden, weiten,
 Bestreut mit Aschenhügeln, überkrustet
 Von steingewordner Lava,
 Hell unterm Schritt des Wanderers erkniisternd,
 Wo Schlangen nisten und sich ringelnd sonnen

Und stets zum Klüftereichen
 Verstecke die Kaninchen wiederkehren:
 Da standen heiter prangend
 Landhäuser einst, unglänzt von goldnen Mehren
 Und vom Gebrüll der Rinder widerhallend;
 Da Gärten und Paläste,
 Den Mächtigen erwünschtes Ziel der Muße;
 Da selbst berühmte Städte,
 Die dieses stolze Bergeshaupt gewitternd
 Mit Strömen traf aus seinem Flammenschlunde,
 Sammt den Bewohnern. Nun bedeckt der wilde
 Ruin die Fluren weithin in der Runde.
 Nur du hast drin mitleidig aufgeschlagen
 Den Wohnsitz, edles Kraut, zum Himmel schickend
 So süßen Duftes Milde,
 Daß sich die Wüste dran erlabt. Es komme
 Hieher, wer sich gewöhnt, das ird'sche Leben
 Zu preisen, ja er komm' auf diese Fluren,
 Zu sehn, ob der Natur am Herzen liege
 Wahrhaft das Wohl und Weh der Kreaturen!
 Hier mag er auch ermessen
 Mit rechtem Maß die Kraft der Menschenkinder,
 Die jene harte Mutter, unerwartet,
 Mit leichtem Ruck im Augenblick zum Theile
 Vernichtet, und mit wenig stärkerm Anstoß
 Urpöblich auch mag ganz und gar vernichten.
 Ja, seht nur dieß Gefilde,
 Es kann euch von der Menschheit Loos im Bilde,
 Von „ihres Fortschritts Herrlichkeit“ berichten!

Hier spiegle dich, du stolzes,
 Du thörichtes Jahrhundert,
 Das du des Pfads nach vorwärts,
 Dir vorgezeichnet von des neu erwachten
 Gedankens Freiheit, schon nicht mehr willst achten,
 Und, rückwärts wendend deinen Schritt, dich rühme

Des Rückschritts, und ihn Fortschritt
 Benennst, ein eitler Prahler. Die Talente,
 Die Geister, welche du gebierst, sie neigen
 Als Schmeichler sich vor deinem kind'schen Sinne,
 Ob auch wohl im Geheimen
 Sie deiner spotten. Ich nur
 Will nicht ins Grab mit solcher Schande steigen:
 Leicht wär' mirs, nachzuahmen
 Die Andern, und faselnd um die Wette,
 Zu kitzeln dir die Ohren:
 Doch lieber will ich alle die Verachtung,
 Die ich im Busen trage
 Für dich, so laut ich es vermag, verkünden:
 Daß schmähhches Vergessen
 Bedroht den Mann, deß Wort dem Schwarm zur Pein ist,
 Ich weiß es, doch ich lache dieses Unglücks,
 Das mir mit dir gemein ist!
 Von Freiheit träumend, willst du den Gedanken
 Geknechtet doch vom Neuen,
 Durch den wir uns entrissen
 Der Barbarei zum Theil, durch welchen einzig
 Gesittung blüht, durch den der Staaten Schicksal
 Sich einzig mag erfreuen.
 So sehr mißfiel die Wahrheit
 Des harten Looses dir, des niedern Ortes,
 Den uns Natur beschied, und flüchtend wandtest
 Den Rücken du der Klarheit
 Des Lichts, das sie dir offenbarte; Feigling
 Schiltst du den Freund des Lichtes
 Und muthig den, der, listig oder thöricht,
 Lobpreisend strebt das Leben
 Der Menschen zu den Sternen zu erheben.

Ein Mann von dürft'gem Stand und siechen Gliedern,
 Wenn er an Geist ist edel und erhaben,
 Nicht nennt er kraftgewaltig

Sich je, noch reich an goldnen Glückesgaben,
 Noch trachtet er sich mit dem Schein zu brüsten
 Von hohem Glanz, von Einfluß,
 In thöricht eitlen, kleinlichem Gebahren:
 Nein, ohne Scham sich zeigt er
 An Leibeskraft ein Bettler und an Schätzen,
 Und nennt sich selbst nicht anders, und betrachtet
 Sein Lebensloos nach seinem Werth, dem wahren.
 Nicht als ein edel Wesen
 Gilt jenes mir, nein, thöricht,
 Das, für den Tod geboren, und in Peinen
 Erzogen, ruft: Geboren
 Zur Freude bin ich! und mit schändem Hochmuth
 Besudelnd Blätter, herrlich Loos und neue
 Glückseligkeit, wie nicht sie kennt der Himmel,
 Geschweige diese Welt, mit kecken Mienen
 Verspricht den Völkern, die doch schon ein Anprall
 Des stürm'schen Meers, ein Anhauch
 Von böser Luft, ein unterird'scher Einsturz
 Vernichtet so, daß kaum noch
 Erinnerung bleibt von ihnen.
 Nur Jenen nenn' ich muthig,
 Der kühnlich zu erheben
 Sein sterblich Auge wagt dem allgemeinen
 Geschick entgegen, und mit freier Zunge,
 Der Wahrheit nichts entziehend,
 Gesteht das schlimme Loos, das uns beschieden,
 Und unser armes, schwaches Sein hiernieden;
 Der groß und stark im Dulden
 Sich zeigt, nicht unter Brüdern wildes Grollen
 Und Haß noch mehr entfacht — der Uebel schlimmstes —
 Dem Nächsten das Verschulden
 Des Leids zuwälzend; — nein, anklagend
 Die wahrhaft schuldig ist, der Menschen Mutter,
 Stiefmu'ter an Gesinnung.
 Sie nennt er Feindin; gegen sie verbündet

Denkt er von jeder — und so ist in Wahrheit —
 Die menschliche Gesellschaft;
 Verbrüdert denkt er Alle sich; entzündet
 Von wahrer Lieb', umschließt er
 Die Menschen und erwartet
 Beistand, und leistet ihn, rasch und mit Nachdruck,
 In jeder Drangsal, jeglicher Gefährde
 Des allgemeinen Kriegs. Und gegen Kränkung
 Des Nächsten sich zu waffnen, Andern Schlingen
 Zu legen, Hindernisse zu bereiten,
 Das dünkt so thöricht ihn, als auf dem Schlachtfeld,
 Vom grimmen Feind umgeben,
 Im heftigsten Getös des wucht'gen Angriffs,
 Des Gegners ganz vergessend, Bank erheben
 Mit Freunden, treubewährten,
 Und wilde Flucht verbreitend Brände schleudern
 Ins Heer der Kampfgefährten.
 Wenn solche Wahrheit wieder,
 Wie einst sie war, dem Volke klar geworden,
 Und jener Schreck, der anfangs
 Die Sterblichen zum Troke
 Der grausamen Natur vereint, zum Theile
 Gesänftigt wird in wahren Wissens Lichte,
 Dann wird der Bürger redliche Gemeinschaft,
 Und Recht und Tugend stärkere Wurzel schlagen,
 Als übermüth'ge Possen,
 Wenn anders Redlichkeit in jenen Tagen
 So fest mag stehn, als jetzt steht gegründet
 Das, was doch seinen Grund im Irthum findet.

Wie oft auf diesen Flächen
 In düstres Braun von jener Flut gekleidet,
 Die längst erstarrt und doch noch scheint zu wogen,
 Sitz' ich des Nachts, und überm düstern Plane
 Seh' ich die Sterne flimmern,
 Die sich im Meere spiegeln,

Und, wie besät mit Funken in der Munde,
 Seh' ich die Welt im heitern Aether schimmern.
 Und wendet so das Aug sich zu den Lichtern,
 Die ihm nur Punkte scheinen,
 Und doch so unermeßlich,
 Daß gegen sie nur Punkte Meer und Erdkreis
 In Wahrheit; denen ewig unbekannt ist
 Der Mensch und selbst der Erdkreis,
 Auf dem ein Nichts der Mensch; und blick' ich aufwärts
 Sodann zu jenen noch unendlich fernern
 Sternknoten, wenn ich so sie darf benennen,
 Die uns ein Nebel scheinen,
 Und denen nicht bloß Erd und Mensch, nein, selber
 Die Sterne, grenzenlos an Zahl und Masse,
 Mitsammt der goldnen Sonne
 Fremd sind für immer, oder
 Erscheinen so nur, wie sie selbst der Erde:
 Als Punkte, winzig kleine,
 Von nebl'ich mattem Licht: ha, wie erscheinst du
 In solchen Augenblicken
 Dem innern Sinn, o menschliche Gemeine?
 Und denk' ich deines Zustands dann hier unten,
 Desß Bild der Boden ist, den ich beschreite,
 Denk' ich, wie du als Herrscher dich dem Ganzen,
 Als Gipfel meinst bestellst, und wie viel male
 Zu faheln dir's gefiel von Himmelsgöttern,
 Die auf dieß arme Sandkorn,
 Das dunkle, das man Erde
 Benennt, herunterstiegen, um behaglich
 Zu plaudern mit den Deinen —
 Und wie nicht minder auch in unsern Tagen,
 Erneuernd Träume, die zum Spott geworden,
 Der Weisen Wort verachtet
 Dieß Alter, das da meint zu überragen
 An Wissen und Gesittung
 Die frühern alle — welch gemischt Empfinden

Fühl' ich dann gegen dich in mir erwachen,
 Nicht wissend, ob für deines Sinns Verblendung,
 O Erdensohn, sich ziemet
 Des Mitleids Thränenzoll, ob spottend Lachen!

Wie fallend oft vom Baum ein kleiner Apfel,
 Den dort im Herbst, im späten,
 Nicht fremde Kraft, nur seine eigne Reife
 Zum Falle bringt, die Wohnungen des kleinen
 Ameisenvolks, gegraben
 In weiche Scholle mühevoll, und die Werke,
 Den Vorrath auch, den still in langer Arbeit
 Die Emsigen gesammelt, ausgerüstet
 Mit klugbedächt'gem Sinn, in Sommertagen,
 Zertrümmert und verschüttet und verwüstet,
 In einem Nu: so von der Höhe stürzend,
 Aus tiefem Bauch des Berges,
 Des donnernden, zuerst emporgetragen
 Hoch in des Himmels Raum, hat mitternächtlich
 Der Niedersturz von Asche, Bims, Gerölle,
 Gemischt mit Flammenbächen,
 Und, über'n Hang des Berges seine Straße
 Sich bahrend durch die Gräser,
 Die feurigrothe Masse
 Geschmolzenen Metalls und glühenden Sandes,
 Gleich einem Wolkenbruch herniederprasselnd,
 Die Städte, die das Meer dort an des Landes
 Vorsprung benezt, verwandelt
 In wüsten Graus, zertrümmert und verschüttet
 Im Augenblick —: so daß, wo sie gestanden,
 Die Ziegen weiden, wo nicht neue Städte
 Die Zinnen heben, welchen die begraben,
 Die wir in Schutt betrauern,
 Zum Schemel dienen, und es scheint die Ferse
 Der stolze Berg zu setzen auf die Mauern.
 Des Menschen Untergang gereicht der Mutter

Natur nicht mehr zum Grame,
 Als der des winzig kleinen
 Ameisenvolks, und wenn sie seltner lenket
 Auf jenen die Vernichtung,
 Ist's nur, weil sie bedenket,
 Daß nicht so fruchtbar ist des Menschen Same.

Berromen schon sind achtzehn
 Jahrhunderte, seitdem, erstickt vom Anhauch
 Der feurigen Gewalt, die reichbewohnten
 Behausungen verschwunden,
 Und ängstlich hebt der Pfleger
 Des Weinstocks, den in diesen Gründen spärlich
 Die Scholle nährt, von Asche dicht bestreuet,
 Den Blick empor zum Gipfel,
 Dem viel-verhängnißvollen, der, nicht milder
 Geworden, ragt und schreckensvoll noch dräuet
 Ihm selber und den Kindern, und dem kargen
 Besizthum. Und noch oftmals,
 Auf seines Hauses Dache,
 Des ländlichen, die ganze Nacht im Wehen
 Der freien Lüfte schlaflos liegend, oft auch
 Empor in Eile springend, späht der Arme
 Nach jener glühnden Masse Lauf und Richtung,
 Die, quellend aus dem tiefen Kratergipfel,
 Den Berg umwindet wie mit Feuerkränzen,
 Daß hell im Widerscheine
 Der Gluten Capris Meerstrand
 Und Napels Golf und Mergellina glänzen.
 Und sieht er sie herannahn, oder höret
 In seines Brunnens Höhlung,
 Des häuslichen, die Wasser siedend sprudeln,
 Da weckt er Weib und Kind, und, aufgestöret,
 So viel von ihrer Habe
 Noch an sich rassend, als sie können, flüchten

Sie fernhin, sehn von ferne dann des kleinen
Wohnhauses traulichen Bezirk, den Acker,
Der einzig sie geschützt vor Hungerspeinen,
Zur Beute werden jener Flammenwelle,
Die knisternd sich heranwälzt, unerbittlich
Verschlingend jene traute Heimatstelle.

Es kehrt zum Licht des Himmels
Aus des Vergessens Gräften
Pompeji wieder, ein so lang begrabnes
Skelett: Geiz oder Mitleid
Der Erde giebt es neu zurück den Lüften.
Und vom verlassnen Forum
Geradhin zwischen Reihen
Verfallner Säulengänge steht im Schreiten
Das zweigetheilte Bergjoch in der Ferne
Der Wanderer, sieht die Riesenkuppe qualmend
Von Rauch, die noch zu drohen
Den Trümmern scheint, die rings sich hier verbreiten.
Und in der Nacht geheimem Graun, durch öde
Theater, durch gestürzte Tempel, Häuser,
Wo bergen ihre Brut die Fledermäuse,
Wie eine Todesfackel,
Die düster flackert in verlassnen Räumen,
Sieht man den Schein der grausen Lava zittern,
Und fernher durch das Dunkel
Die Glut, die alldurchdringende, gewittern.
So, nichts vom Menschen wissend, nichts von Zeiten,
Die alt er nennt, und nichts von ew'ger Folge
Der Väter und der Enkel,
Grünt fort und fort Natur; was scheint zu stehen,
Es schreitet fort auf solchem langen Wege.
Von ihrem Blicke kaum bemerkt, vergehen
Die Reich' und Völker: Alles schwebt von hinnen,
Der Mensch nur will Unsterblichkeit gewinnen.

Du auch, o stille Pflanze,
 Die du mit duft'gem Strauchwerk
 Das öde Feld hier überziehst und schmückest,
 Auch dich wird bald der grausame Gewalthaut
 Des unterirdischen Flammenstroms ersticken,
 Der, zu bekannter Stätte
 Zurück sich wendend, nicht wird lange zögern,
 Mit seinem Saume gierig vorzurücken
 Bis an dein schmeidig Dickicht. Widerstandlos
 Magst unter dieser Todeslast du beugen
 Dein schuldlos Haupt: genug, daß du bis dahin
 Es nicht gebeugt mit feigem Flehn vor jenem
 Zukünft'gen Unterdrücker,
 Und daß du's nicht erhoben
 Wahnwitzig eitel gegen die Gesticne,
 Und daß du nicht mit lächerlichem Stolze
 Gepriesen diese Wüste, wo du wohntest
 Nach eigener Wahl nicht, nein, durch fremde Fügung.
 Du bist um so viel weiser,
 Und stärker um so vieles denn die Menschen,
 Als kein unsterblich Leben
 Du dir erhofft in diesem irdischen Dasein
 Durch Gunst des Schicksals oder eignes Streben.

XXXV.

A b s c h i e d.

Den Schritt hinaus vor meine Schwelle wend' ich:
 Daß sie die Theure fesseln mir im Hause,
 Den flehnden Blick nach Wind und Regen send' ich.

Ich hörte doch im Wald des Winds Gebrause,
 Und leise Donner im Gewölke grollen,
 Eh noch das Licht verließ des Morgens Klause.

Die Liebste scheidet! — Mitleid mir zu zollen
 Gedenkt, o Himmel, Erde, Wolken, Bäume,
 Wenn Liebende noch Mitleid finden sollen!

Sturmwind, wach auf! Gewitter du, nicht säume!
 Brecht los, und laßt den Graus so lange währen
 Bis sich der Tag erneut für andre Räume! . . .

Ausschließt der Himmel sich, in Blau verklären
 Die Fernen sich, der Windhauch schweigt, es blendet
 Grausam die Sonne mir das Aug voll Zähren!

F r a g m e n t.

Des Tages Strahl im Westen war verglommen,
Zerronnen war der Weiler Rauch, der Hunde
Gebell und aller Laut zur Ruh gekommen.

Da wandelte beschwingt in später Stunde
Durch Blumenau'n, die reizvoll prangend schliefen,
Die Schöne zu verschwiegenem Liebesbunde.

Mildbeller Glanz umspann die Höhn, die Tiefen,
Und flüssig Silber sah man vom Geleise
Des Monnds hernieder auf die Bäume triefen.

Im Nachtwind flüsterten die Bächlein leise;
Mit dem Gemurmel ihrer Flut im Haine
Vereinte klagend ihre süße Weise

Die Nachtigall. Fern schimmerte das reine,
Glanzhelle Meer, und Bergesgipfel stiegen
Verklärt empor in wunderbarem Scheine.

Die Thäler sah man sanft umschattet liegen,
Und um die Höhn an des Gebirges Hange
Den Aether wie ein schimmernd Kleid sich schmiegen.

So weiter schritt auf einsam stillem Gange
Das Weib, und Düste, süß ihr zugetragen
Von weicher Luft, umspielten ihre Wange.

Nicht darfst, ob heiter ihr Gemüth, du fragen:
Gold war die Nacht, doch holder noch der Wonnen
Vorahnung, die das Herz ihr machte schlagen.

Doch, ach, wie bald ist Menschenglück zerronnen!
Nichts währt — vergeblich Hoffen bleibt auf Erden
Das einzig Dauernde, das wir gewonnen!

Es sah die Schöne plötzlich trübe werden
Des Himmels Antlitz, das gestrahlt so prächtig,
Und schneller eilte sie, mit Angstgeberden.

Ein schwarz Gewölk erhob, von Stürmen trüchtig,
Sich hinter Bergen, Mond und Sterne schwanden,
Und mehr und mehr anwuchs das dunkle mächtig.

Und seine trägen Riesenglieder wanden
Zum andern Himmelsrand sich, wogten über,
Sich breitend wie ein Mantel ob den Landen.

Des Lichtes Schein ward trüb und immer trüber,
Und aus dem Wald, wo herrschte tiefes Schweigen,
Kam dumpfes Windesbrausen jetzt herüber.

Und toller bald begann der Sturm den Reigen;
Aufplatterten, aus nächtlich stillem Traume
Geweckt, die scheuen Vögel in den Zweigen.

Nun senkte wachsend zu des Meeres Schaume
Hinab die Wolke sich, daß dort die Wellen,
Hier das Gebirg sie streifte mit dem Saume.

Des Himmels Nest verschlang, des sternenhellen,
Die Nacht, man hörte rauschen die Gewalten
Der Sturzflut fern, dann näher brausend schwellen.

Und augenblendend im Gewölke strahlten
Die Blitze, die mit ihrem grellen Blinken
Die Lande düster, roth den Aether malten.

Ihr Knie schon fühlte matt die Aermste sinken.
Das Ungewitter tobte wie die Bogen
Des Bergstroms, der sich stürzt von Felsenzinken.

Entsetzt zur Himmelshöhe, schwarz umzogen,
Aufblickend, stand sie still oft, eilte wieder,
Daß hinter ihr Gewand und Locken flogen

Inhalt.

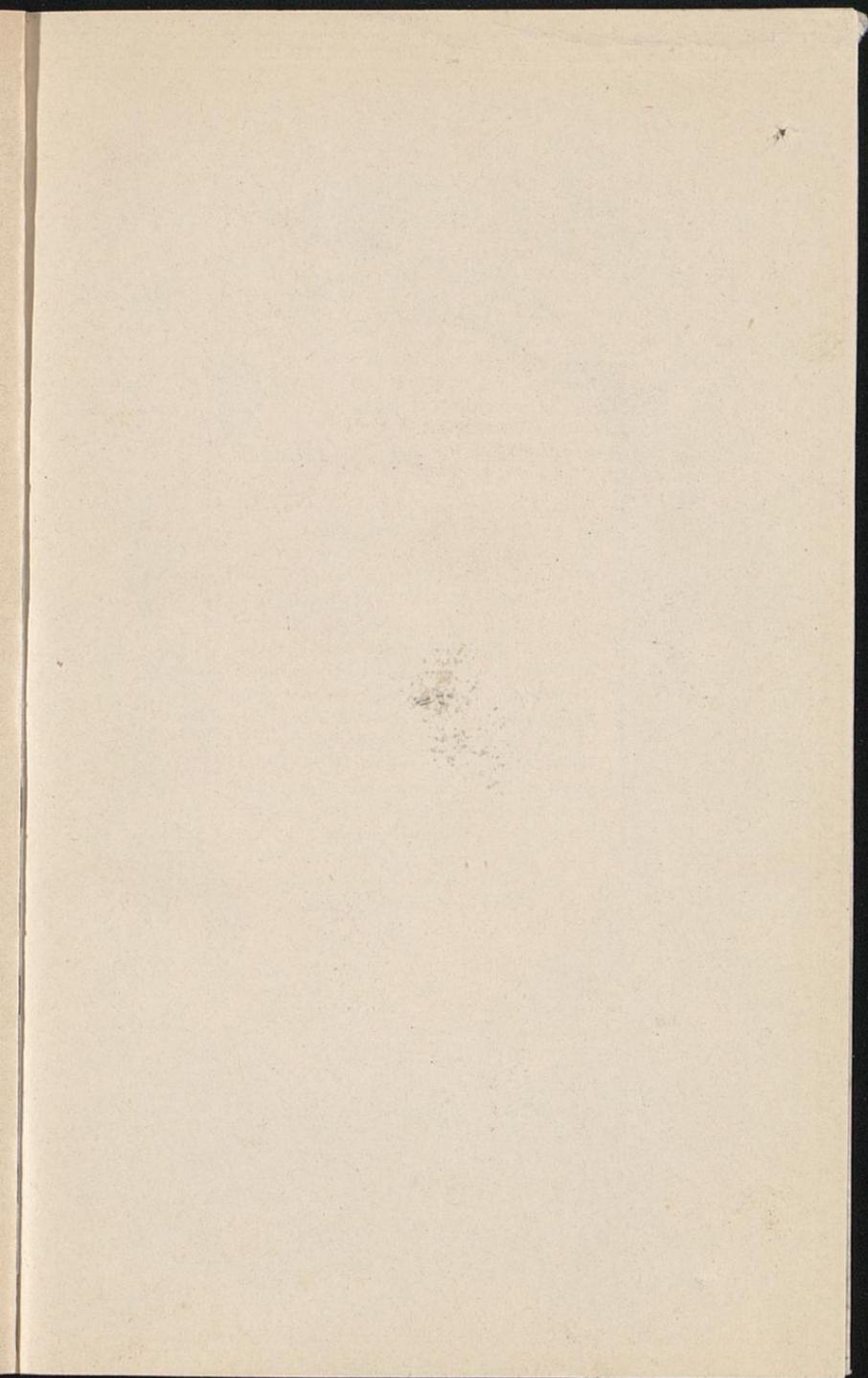
Vorwort des Uebersetzers	Seite 5
------------------------------------	------------

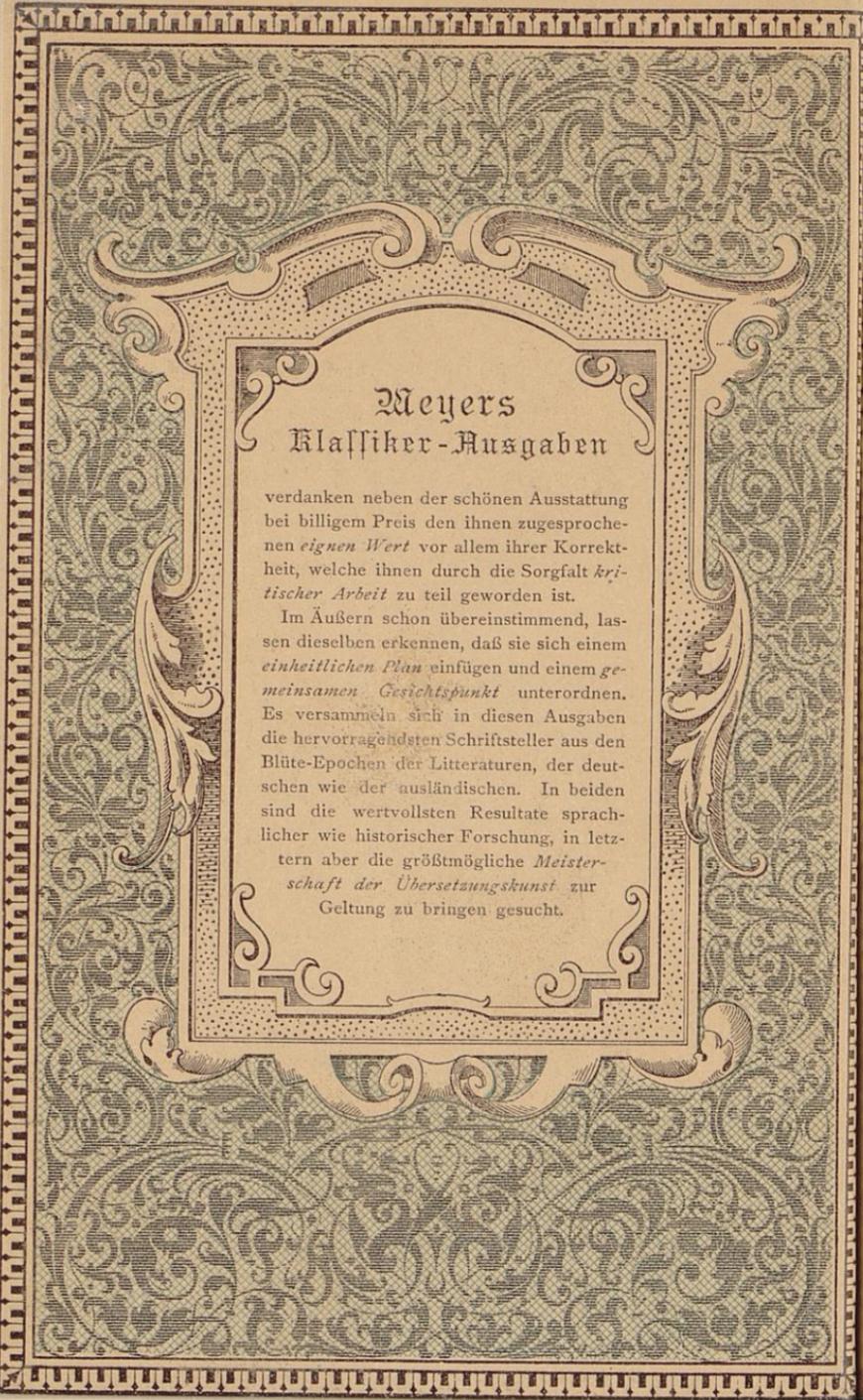
Gedichte.

I. Auf Italien	17
II. Auf Dante's Monument, das man in Florenz zu errichten gedachte	21
III. An Angelo Mai	27
IV. Auf die Vermählung meiner Schwester Paolina	33
V. Auf einen Sieger im Pallonspiel	36
VI. Brutus der Jüngere	38
VII. Im Frühling oder über die Mythen der Alten	42
VIII. Hymnus an die Patriarchen, oder von den Anfängen des Menschengeschlechtes	45
IX. Sapphos letzter Gesang	49
X. Die erste Liebe	51
XI. Der einsame Sperling	55
XII. Das Unendliche	57
XIII. Feiertagsabend	—
XIV. An den Mond	59
XV. Der Traum	—
XVI. Das einsame Leben	62
XVII. Conjalvo	66
XVIII. An die Geliebte	71
XIX. An den Grafen Carlo Pepoli	73
XX. Das Wiedererwachen	78
XXI. An Silvia	83
XXII. Erinnerungen	85
XXIII. Nachtgesang eines Hirten in Asien	91

	Seite
XXIV. Ruhe nach dem Gewitter	95
XXV. Sonnabend im Dorfe	97
XXVI. Der herrschende Gedanke	99
XXVII. Liebe und Tod	104
XXVIII. Auf sich selbst	108
XXIX. Aspasia	109
XXX. Auf das Basrelief eines antiken Grabdenkmals, welches eine Jungfrau vorstellt, die in der Gestalt einer Scheidenden von den Ihrigen Abschied nimmt	112
XXXI. Auf das Bild eines schönen Weibes, das auf dem Grabmale desselben ausgemeißelt war	116
XXXII. Palinodie an den Marchese Gino Capponi	118
XXXIII. Mondesuntergang	127
XXXIV. Der Ginster oder die Blume der Wüste	129
XXXV. Abschied	139
XXXVI. Fragment	140



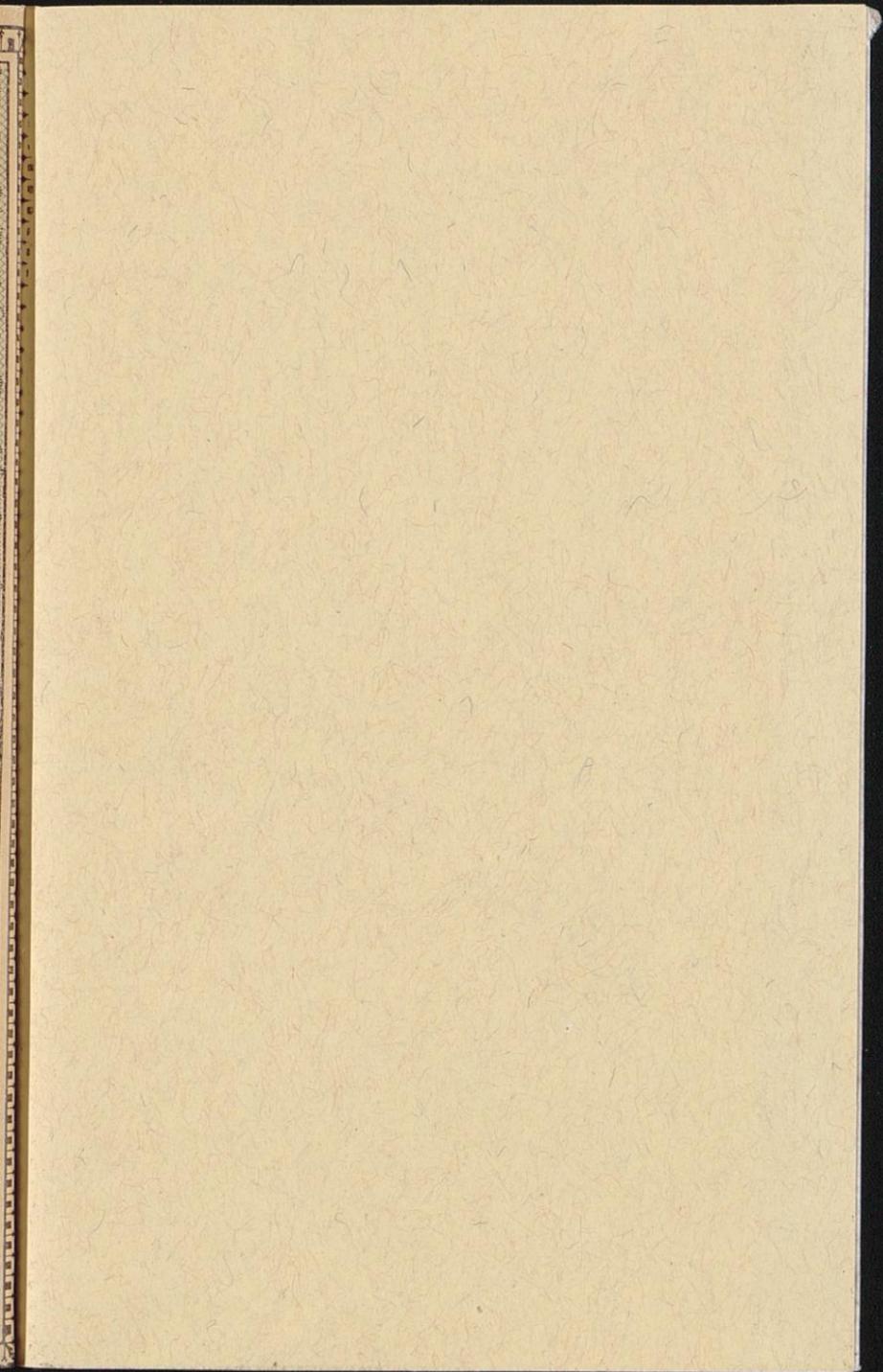


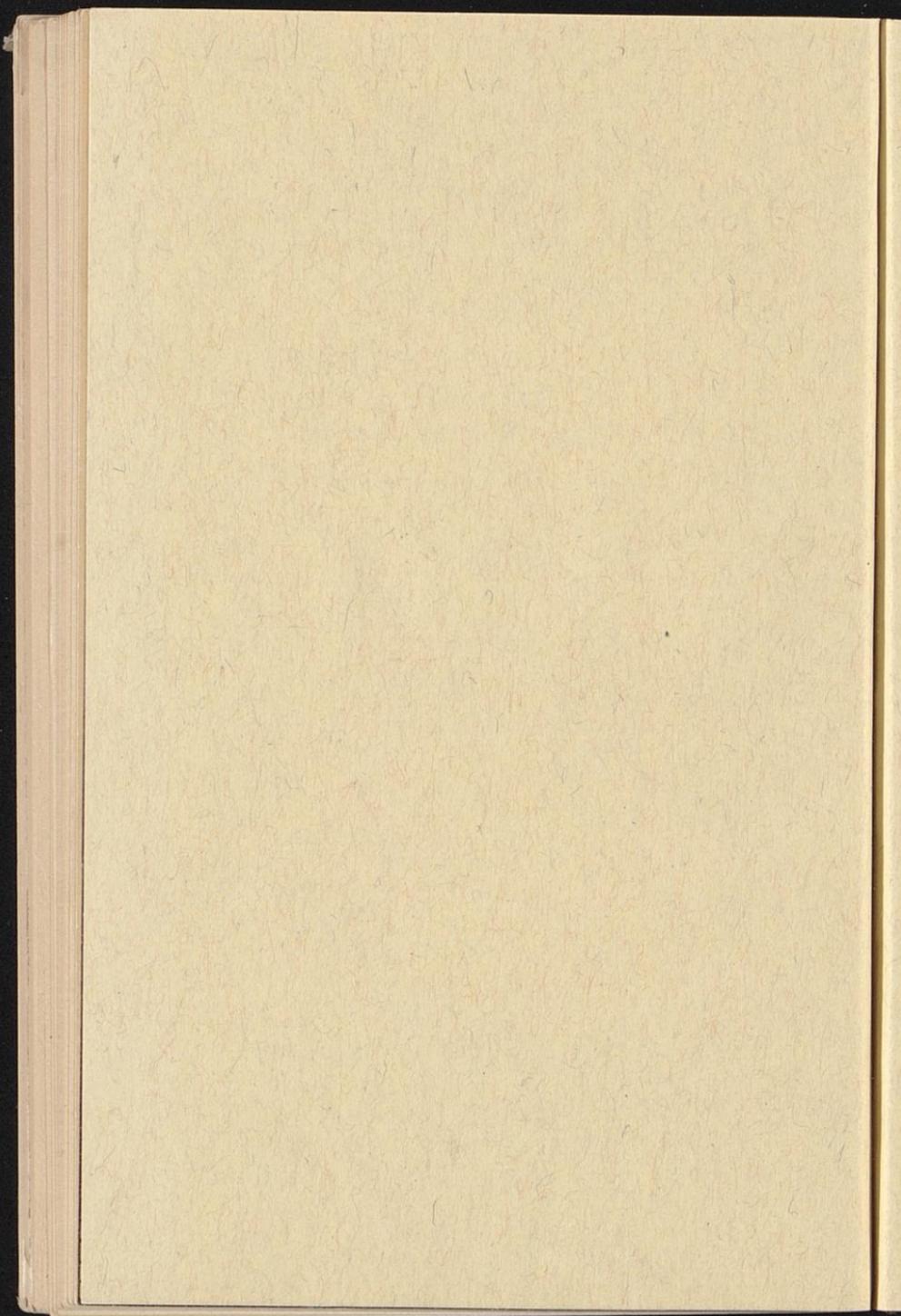


Meyers Klassiker - Ausgaben

verdanken neben der schönen Ausstattung bei billigem Preis den ihnen zugesprochenen *eigenen Wert* vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch die *Sorgfalt kritischer Arbeit* zu teil geworden ist.

Im Äußern schon übereinstimmend, lassen dieselben erkennen, daß sie sich einem *einheitlichen Plan* einfügen und einem *gemeinsamen Gesichtspunkt* unterordnen. Es versammeln sich in diesen Ausgaben die hervorragendsten Schriftsteller aus den Blüte-Epochen der Litteraturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die wertvollsten Resultate sprachlicher wie historischer Forschung, in letztern aber die größtmögliche *Meisterschaft der Übersetzungskunst* zur Geltung zu bringen gesucht.





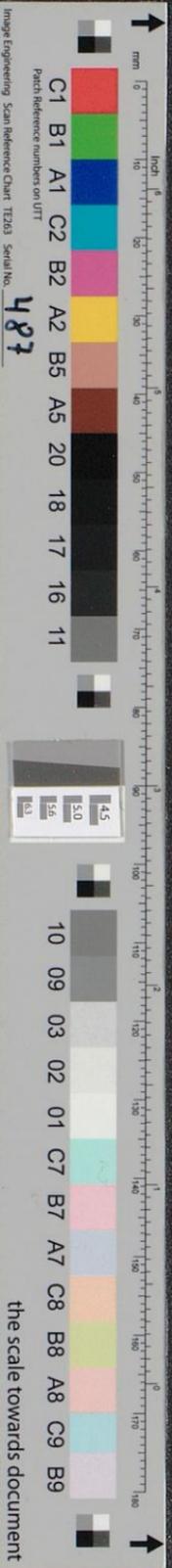


Image Engineering Scan Reference Chart T23A1 Serial No. **487**

the scale towards document



